

Wissenschaftlerinnen-Rundbrief
Freie Universität Berlin
Nr. 3/2007



Grußwort des Präsidenten der Freien Universität Berlin
Prof. Dr. Dieter Lenzen.....S. 1

Der neue Bericht der zentralen Frauenbeauftragten erscheint im Januar 2008
Mechthild Koreuber.....S. 2

Geschlechtererziehung: Der blinde Fleck in der Lehrerinnenaus- und -fortbildung?
Prof. Dr. Christine Keitel-Kreidt.....S. 4

Geschlechtstypische Ungleichheiten im wissenschaftlichen Feld
Levke Harders.....S. 10

Das Familienbüro
Dr. Sünne Andresen.....S. 16

Das Zentrum für Geschlechterforschung in der Medizin.....S. 17
Dr. Judith Fuchs

Tipps & Treffen & Termine

Wissenschaftlerinnen treffen sich.....S. 15

Das Eva-Wolzendorf-Stipendium
Désirée Tschunkeo.....S. 15

Einladung zur Verleihung des Margherita-von-Brentano-Preises.....S. 20

AG gegen sexuelle Belästigung an der Freien Universität Berlin.....S.20

Expertinnen-Datenbanken.....S. 21

In eigener Sache: Das Rundbrief-Abonnement, Praktikumsstelle.....S. 21

Herausgeberin: Zentrale Frauenbeauftragte Mechthild Koreuber
Redaktion: Mechthild Koreuber und Lilith Wanner
Layout: Lilith Wanner

Freie Universität Berlin
Rudeloffweg 25/27
14195 Berlin
Tel: 030 838-54259
frauenbeauftragte@fu-berlin.de
www.fu-berlin.de/frauenbeauftragte
Dezember 2007

ISBN 3-929968-22-4

Nach der Exzellenzinitiative Grußwort des Präsidenten

Prof. Dr. Dieter Lenzen

Präsident der Freien Universität Berlin

Die Freie Universität Berlin gehört seit dem 19. Oktober 2007 zu den neun deutschen Universitäten, von denen zunehmend als sogenannten Exzellenz-Universitäten gesprochen wird. Mit dieser Entscheidung haben Wissenschaft und Politik die Entwicklungen und Veränderungen, von denen unsere Universität in den vergangenen Jahren geprägt war, als herausragende und in die Zukunft der deutschen Wissenschaft weisende Leistungen anerkannt. Ich möchte Ihnen, zu denen neben den exzellenten Wissenschaftlerinnen der Freien Universität auch die vielen unverzichtbaren Mitarbeiterinnen im wissenschaftsstützenden Bereich gehören, dafür danken, dass Sie mit Ihrem unermüdlichem Einsatz, Ihrem Know-How, Ihrem Bewusstsein für Qualität und mit großer Bereitschaft zur Veränderung zu diesem Erfolg beigetragen haben.

Förderung in den drei Antragslinien

Die Auszeichnung als Exzellenz-Universität bedeutet vor allem aber auch ein Vertrauen, das man uns ausgesprochen hat. Es handelt sich dabei um ein Vertrauen in unsere Potentiale, in den nächsten fünf Jahren und darüber hinaus international konkurrenz- und kooperationsfähig zu forschen und Wissenschaft zu gestalten. Dieses Vertrauen hat man uns durch die Bewilligung unserer Anträge in allen drei Fördererlinien ausgesprochen: Mit der Förderung unseres Konzepts der International Network University sind wir aufgefordert, unsere internationalen Kooperationen, die das Forschen ebenso wie das Lehren und Lernen an der Freien Universität seit ihrer Gründung prägen, auszubauen und wir sind aufgefordert den eingeschlagenen Weg, in allen Bereichen der Universität ein hohes Maß an Internationalität als strategisches Ziel zu verfolgen, mit großen Schritten weiter zu gehen. In der Förderlinie der Exzellenzcluster wurden die drei Cluster

- Topoi. The Formation and Transformation of Space and Knowledge in Ancient Civilizations (gemeinsamer Antrag mit der Humboldt Universität),
- Languages of Emotion und
- Neurocure. Towards a better outcome of Neurological Disorder (Antrag der Charité, der gemeinsamen medizinischen Fakultät

von Freier Universität und Humboldt Universität)

bewilligt. Ihren wissenschaftlichen Nachwuchs wird die Freie Universität Berlin insbesondere in den eingerichteten und noch einzurichtenden Graduiertenschulen fördern und ausbilden. Zur Graduate School of North American Studies und der Berlin Mathematical School, die sich bereits in der ersten Runde der Exzellenz-Initiative durchsetzen konnten, kommen nun hinzu:

- Friedrich Schlegel Graduate School of Literary Studies,
- Muslim Cultures and Societies: Unity and Diversity und
- Berlin-Brandenburg School for Regenerative Therapies.

Umsetzung und Innovation

In den kommenden fünf Jahren gilt es, das in uns gesetzte Vertrauen einzulösen. Die Cluster und Graduiertenschulen werden ihre Arbeit schon bald aufnehmen – die dafür notwendigen Vorbereitungen sind in vollem Gange. Über die Umsetzung der bewilligten Projekte hinaus müssen wir in den kommenden fünf Jahren viel Neues bewegen. Mit dem Center for Cluster Development, das Bestandteil der dritten Förderlinie ist, werden die für die Innovation erforderlichen strukturellen Rahmenbedingungen geschaffen. Gleichzeitig müssen wir uns bei der Weiterentwicklung unserer wissenschaftlichen Erkenntnisziele und bei der Gestaltung der Umgebung, in der diese Erkenntnisse ermöglicht werden sollen, fragen, welche Faktoren in der Vergangenheit – nicht nur in der Exzellenzinitiative – zum nationalen und internationalen Erfolg unserer Universität beigetragen haben. Hierzu gehört zweifelsohne, dass es der Freien Universität Berlin gelungen ist, das vielfältige Potential, das in ihren hochqualifizierten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern gleichermaßen steckt, zu motivieren.

Gleichstellung als Wettbewerbsfaktor

Unbenommen der Tatsache, dass Frauen das gleiche Recht haben, an Wissenschaft zu partizipieren, wie Männer, muss die Gleichstellung von Männern und Frauen in der Wissenschaft zu-

nehmend als Wettbewerbsfaktor zur Kenntnis genommen werden: Erst kürzlich hat der Wissenschaftsrat in seinen Empfehlungen zur Umsetzung der Chancengleichheit noch einmal mit Nachdruck darauf verwiesen, welches Leistungsvermögen der deutschen Wissenschaft durch die weiterhin anhaltende Benachteiligung von Frauen entgeht. Aus einer internationalen Perspektive heraus erweist sich die „leaky pipeline“, die das deutsche Wissenschaftssystem für Frauen nach wie vor darstellt, als neuralgischer Punkt im Wettbewerb um Spitzenkräfte, in dem wir auf hoch qualifizierte Wissenschaftlerinnen nicht verzichten können. Wer diese gewinnen will, muss sie aber nicht nur haben wollen, sondern ihnen auch das Gefühl vermitteln, willkommen zu sein.

Der Freien Universität Berlin ist es in den vergangenen Jahren gelungen, die kreativen Ressourcen hervorragend qualifizierter Wissenschaftlerinnen kontinuierlich zu fördern und zunehmend auszuschöpfen. Mit einem Professorinnenanteil von ca. 21 %, einem Anteil von 52 % an den Promotionen und 50 % an den

Habilitationen sowie 60 % bei den Studierenden in 2006 liegt die Freie Universität Berlin, wie auch das aktuelle Hochschulranking nach Gleichstellungsaspekten dokumentiert, an der Spitze der bundesdeutschen Universitäten – zeigt gleichzeitig aber auch ihre Reserven im Bereich der Gleichstellung von Frauen und Männern. Diese Reserven gilt es in den nächsten fünf Jahren zu mobilisieren. Die Beteiligung von Wissenschaftlerinnen an der Exzellenz-Initiative, nicht nur als Sprecher/innen, sondern auch als Principal Investigators und das Gleichstellungskonzept der Freien Universität Berlin haben die Peers und die Entscheidungsgremien in allen drei Förderlinien überzeugt. Jetzt gilt es dieses Konzept zu leben, denn Innovation wird langfristig nur dort möglich sein, wo Frauen und Männer gleichermaßen Zugang zu Wissenschaft und Forschung haben. An der Freien Universität Berlin möchte ich mit Ihnen gemeinsam einen solchen Ort schaffen.

Der neue Bericht der zentralen Frauenbeauftragten erscheint im Januar 2008

Mechthild Korenber

Zentrale Frauenbeauftragte der Freien Universität Berlin

Die Freie Universität Berlin gehört seit Oktober 2007 zum Kreis der Exzellenzuniversitäten. Frauenförderung und Gender Mainstreaming gehören zu ihrem Profil. Eine Vielzahl mit einander verzahnter Instrumente und Maßnahmen zur Chancengleichheit von Frauen und zur Stärkung der Geschlechterforschung führen zu hervorragenden Ergebnissen. Dieses wurde in der Begutachtung im Rahmen der Exzellenzinitiative gewürdigt und wird durch die aktuellen Ergebnisse des "Hochschulrankings nach Gleichstellungsaspekten" (Hochschulranking nach Gleichstellungsaspekten).

2. Fortschreibung. cews.publik.no10) bestätigt.

Grundlage dieser Entwicklung ist die langjährige Tradition, in der die Förderung von Frauen und von Geschlechterforschung an der Freien Universität steht. Bereits 1980 bekannte sich der akademische Senat zu der Notwendigkeit, „der Benachteiligung von Frauen im Wissenschaftsbetrieb entgegenzuwirken“. 1981 wurde die Zentraleinrichtung zur Förderung von Frauenstudien und Frauenforschung eingerichtet. Vor 20 Jahren, im Sommersemester 1987, waren das erste Mal an nahezu allen Fachbereichen und Zentralinstituten der Freien Universität Berlin,

damals noch als Ehrenamt, Frauenbeauftragte gewählt oder benannt worden. Zu dieser Gruppe von „Frauenbeauftragten der ersten Stunde“ gehörten eine ganze Reihe von bekannten Frauen, unter ihnen die spätere Justizsenatorin und Verfassungsgerichtspräsidentin Prof. Dr. Jutta Limbach. Seit 1991 sind mit der Wahl der hauptberuflichen Frauenbeauftragten und den, zum Teil bereits 1990 durchgeführten Wahlen der nebenberuflichen Frauenbeauftragten in allen Bereichen der Freien Universität Frauenbeauftragte im Amt und im Beruf.

20 Jahre Frauenbeauftragte an der Freien Universität sind Anlass genug, einen Rückblick, eine Bestandsaufnahme der aktuellen Situation und eine Analyse der verschiedenen Förder- und Gleichstellungsinstrumente vorzunehmen. Bei der Erarbeitung dieses Berichts wurde mit einer Vielzahl von Materialien und Daten die Entwicklung der Situation von Frauen an der Freien Universität sowie der Frauenförderungs- und Gleichstellungspolitik rekonstruiert: Welche Rahmenbedingungen prägten die Anfangsphase der Frauenförderung und wo steht die Freie Universität heute? Welche Rolle spielten die ersten Hochschulsonderprogramme zu Beginn

der 1990er Jahre und wie haben sie sich seit den Anfängen im Zuge der Anpassung an aktuelle Entwicklungen verändert? Wie haben sich die verschiedenen Steuerungs- und Förderinstrumente an der Freien Universität entwickelt? Wie wirkt das System der Zielvereinbarungen und der leistungsorientierten Mittelvergabe? Welchen Verlauf hat die Verankerung der Frauen- und Geschlechterforschung seit der Gründung der Zentraleinrichtung genommen und wie ist sie als ein wichtiges Element im Profil der Freien Universität in die neuen BA- und MA-Studiengänge aufgenommen worden? Wie ist das Amt der Frauenbeauftragten rechtlich und inhaltlich in den vergangenen 20 Jahren ausgestaltet worden?

Der Bericht präsentiert Daten, Antworten und Analysen. In seiner umfassenden Zusammenstellung ist er zugleich ein Nachschlagewerk über aktuelle Programme und Instrumente, statistische Entwicklungen sowie Informationen über Einrichtungen, Arbeitsgruppen und Netzwerke an der Freien Universität, Kontaktadressen und Internetlinks. In der Bilanz über die vergangenen 20 Jahre zeigt sich ein gleichstellungspolitischer Kulturwandel an der Freien Universität, an dem die Disziplinen und Bereiche in höchst unterschiedlicher Weise teilhaben. Aktuelle Gleichstellungspolitik muss in ihren Konzepten, wenn sie über die Individualförderung hinaus auf strukturelle Veränderungen abzielen, in hohem Maße die unterschiedlichen Fach(bereichs-)kulturen mit einbeziehen.

Kapitel eins bietet eine detaillierte Analyse der Berufungsentwicklung der vergangenen 18 Jahre. Bewegten sich bis 2001 die Berufungsquoten von Frauen zumeist um etwa 15%, so lag der Schnitt in den vergangenen sechs Jahren bei 32% und erreichte 2007 knapp 38%. 52 Professorinnen, das sind mehr als 60 % der Hochschullehrerinnen insgesamt, kamen in den vergangenen sechs Jahren an die Freie Universität. Leider haben nicht alle Fachbereiche zu dieser hervorragenden Bilanz beigetragen und ihre Möglichkeiten zur Berufung von Frauen genutzt.

Zielvereinbarungen und die formelgebundene Mittelvergabe bilden – eingebettet in die Budgetierung von Fachbereichen und Zentralinstituten – einen Komplex von Steuerungsinstrumenten, die an der Freien Universität innerhalb der letzten acht Jahre systematisch (weiter)entwickelt wurden. In Kapitel zwei werden die Instrumente ‚Zielvereinbarungen‘ und ‚leistungsorientierte Mittelvergabe‘ unter dem Aspekt der Gleichstellung dargestellt und in ihrer Bedeutung für die

Gleichstellungspolitik an der Freien Universität analysiert. Ergänzend werden die landesweiten Entwicklungen (Hochschulverträge, leistungsorientierte Mittelvergabe), die die Grundlage der hochschulinternen Entwicklungen bilden, diskutiert.

Seit Anfang der 1990er Jahre spielen Hochschulsonderprogramme eine besondere Rolle bei der Förderung von Wissenschaftlerinnen und bei der Verankerung von Geschlechterforschung. Allerdings entfalten diese Programme häufig zu geringe strukturelle Wirkungen. Aus diesem Grund hat sich die Freie Universität sehr früh darum bemüht, sie so zu gestalten, dass sie als Instrumente zum Abbau von struktureller Frauendiskriminierung fungieren. Kapitel drei stellt die Programme vor, die seit 1990 in Kraft waren, und bewertet sie unter dem Gesichtspunkt ihrer (strukturellen) Wirksamkeit. Dabei bildet den Schwerpunkt des Kapitels die Darstellung der aktuellen Entwicklung, die mit den Stichworten Exzellenzinitiative und Masterplan umrissen ist.

Mit Kapitel vier werden etablierte und neue Maßnahmen der Frauenförderung vorgestellt. Die Vielzahl der inzwischen entwickelten Konzepte begleitet sowohl Mädchen vom Grundschulalter (Girls' Day) bis zum Beginn des Studiums wie auch Frauen vom Abschluss des Studiums bis hin zu ihrem Weg zur Professur (W2-Programm, ProFiL). Waren die Angebote anfangs zunächst stark auf Individualförderung ausgerichtet, so zeigt sich im Verlauf ihrer Umsetzung, dass ihre Wirksamkeit steigt, je mehr sie auf die Integration in Fächer- und Fachbereichskulturen ausgerichtet sind.

In Kapitel fünf werden die unterschiedlichen Bewertungen und Auszeichnungen für Personalentwicklung vorgestellt, an denen sich die Freie Universität beteiligt hat. Hierzu gehört neuerlich das audit berufundfamilie, in dessen Folge der Freien Universität im Mai 2007 das Grundzertifikat familiengerechte Hochschule verliehen wurde.

Kapitel sechs dokumentiert die Situation von Frauen an der Freien Universität im Studium, im wissenschaftlichen und im wissenschaftsstützenden Bereich. Die Dokumentation der langfristigen Entwicklungen zeigt hier: Die Anzahl der Abschlüsse, Promotionen und Habilitationen von Frauen ist gestiegen, und die Freie Universität liegt weiterhin über dem Bundesdurchschnitt. Jedoch verlaufen die Entwicklungen in den einzelnen Fachbereichen sehr unterschiedlich. Ähn-

liches gilt für die Entwicklung des wissenschaftlichen Personals. Auch hier sind die Differenzen zwischen den Fachbereichen groß. Dabei gilt noch immer, dass auf hohen und mit Entscheidungskompetenz ausgestatteten Positionen, sei es im wissenschaftlichen Bereich, in der Verwaltung oder in den Gremien, der Männeranteil überwiegt. Es bleibt zu hoffen, dass das nach Geschlecht paritätisch besetzte Präsidium hier neue Maßstäbe setzt.

In Kapitel sieben wird aus gleichstellungspolitischer Sicht eine erste Bilanz der Studienstrukturreform an der Freien Universität gezogen. In einer Vielzahl der Bachelor- und Masterstudiengänge ist der Genderaspekt in Ausbildungszielen und Modulbeschreibungen enthalten. Dies gilt insbesondere für die Lehramtsmasterstudiengänge, die für alle Fächer entsprechende Formulierung in ihren Studienordnungen enthalten. So ist zu erwarten, dass keine zukünftige Lehrerin und kein zukünftiger Lehrer die Freie Universität verlässt, ohne mit der Genderthematik konfrontiert worden zu sein und zumindest über ein Gender-Grundwissen zu verfügen.

Kapitel acht dokumentiert historische und aktuelle Entwicklungen im Bereich der Geschlechterforschung. Hierzu gehören die Geschichte der Einrichtung der "Zentraleinrichtung zur Förderung von Frauen- und Geschlechterforschung" und des "Zentrums zur Förderung der Geschlechterforschung in der Medizin Berlin" ebenso wie die Etablierung entsprechend denominierter Professuren und Juniorprofessuren. Zielvereinbarungen, die leistungsorientierte Mittelvergabe sowie Sonderprogramme sind weitere Instrumente, durch die die Geschlechterforschung gestärkt und breiter verankert werden konnte. Geschlechterforschung ist ein Profilele-

ment der Freien Universität. Ihre Integration in die Profile der Disziplinen ist jedoch unterschiedlich ausgeprägt und bedarf in einzelnen Bereichen besonderer Unterstützung.

Die Freie Universität stellt einen Mikrokosmos dar, in dem sich Menschen auf unterschiedliche Weise und mit den unterschiedlichsten Problemlagen bewegen. So gehört das Informieren, Beraten und Unterstützen zum alltäglichen Handeln der Frauenbeauftragten aller Bereiche. Kapitel neun stellt eine Vielzahl von Einrichtungen und Aktivitäten hierzu vor. Viele Angebote gehen auf die Initiativen der Frauenbeauftragten zurück, die für die individuellen Probleme betroffener Frauen grundsätzliche Lösungen oder Hilfen zu finden versuchen; vieles entstand in Kooperation mit anderen Abteilungen; manche kooperierenden Einrichtungen gehören zum Bestand der Freien Universität und sind vor der Zeit der Frauenbeauftragten entstanden.

In Kapitel zehn werden die Geschichte der Entstehung des Amtes der Frauenbeauftragten und der Weg zur Professionalisierung skizziert. Hier findet sich eine Reihe von Gesetzen, Empfehlungen und Vereinbarungen, die die Grundlage zur Umsetzung des staatlichen Gleichstellungsauftrags an den Universitäten bilden. In der zweiten Hälfte des Kapitels dokumentieren die Berichte der dezentralen Frauenbeauftragten sowohl die Breite ihres Tätigkeitsfeldes als auch die Heterogenität ihrer Handlungskontexte.

Der Bericht ist bestellbar bei der zentralen Frauenbeauftragten oder ab Februar 2008 auf der Homepage herunterladbar (www.fu-berlin.de/frauenbeauftragte).

Geschlechtererziehung: Der blinde Fleck in der Lehrerinnenaus- und -fortbildung?

Prof. Dr. Christine Keitel-Kreidt

Vizepräsidentin der Freien Universität Berlin

Vortrag im Rahmen der Tagung der Arbeitsgemeinschaft der Frauen- und Geschlechterforschungseinrichtungen (afg) am 6. Juli 2007

"Schule aus Frauensicht" bedeutet u.a., die Sichtweise der Lehrerinnen auf ihren Arbeitsplatz und ihre Berufstätigkeit zu analysieren, und insbesondere die, die sie durch die Berufsausbildung und -fortbildung erfahren, und die sie befähigen soll, auch mit den besonderen Problemen als Frauen in der koedukativen Schule umgehen zu können. Gerade in der Lehrerbildung hat deshalb die Auseinandersetzung mit

der Geschlechtererziehung eine wichtige und zugleich doppelte Funktion: Sie soll ein Bewusstsein von frauenspezifischen Erfahrungen, Privilegien und Benachteiligungen im Arbeitsfeld schaffen und über die theoretischen Ergebnisse und praktischen Interventionsmaßnahmen geschlechtsspezifischer Forschung aufklären, die notwendig sind, um ein adäquates Verständnis

von der Berufstätigkeit als Lehrerinnen für Mädchen und Jungen zu gewinnen.

Der Beruf der Lehrerin gilt heute als typischer Frauenberuf, und damit wird häufig aus dem Blick verloren, dass der Zugang zum öffentlichen Schulwesen für Frauen, sei es als Schülerinnen, sei es als Lehrerinnen, im ausgehenden 19. und frühen 20. Jahrhundert erst mühsam erkämpft werden musste. Seit der Institutionalisierung der Koedukation in den 1970er Jahren wurde die gemeinsame Erziehung von Jungen und Mädchen als notwendige und hinreichende Vorbedingung dafür angesehen, dass Frauen gleichberechtigt mit Männern ihre Bildungsziele und Berufs- und Karriere Wünsche formulieren und verfolgen können, insbesondere damit Frauen auch Fächer studieren können, die mit sogenannten oder traditionell "maskulinen" Fächern wie Mathematik, Naturwissenschaft und Technik in Beziehung stehen. Wir wissen heute durch die Frauenforschung, dass die Koedukation nicht realisiert ist und die formale Ko-Instruction traditionelle Benachteiligungen von Mädchen und Frauen noch nicht aufhebt. Auch an der Universität bewegen sich die Frauen immer noch sowohl als angehende Wissenschaftlerinnen und als auch (wissenschaftlich ausgebildete) Fachlehrerinnen in Männerdomänen. Sie erfahren aufgrund ihres Geschlechts Hindernisse und Barrieren auf dem Weg zur professionellen Selbstbestimmung, was zu Rückzug und Resignation führen kann. Erhalten zukünftige Lehrerinnen Gelegenheit, die sie diskriminierenden Situationen zu reflektieren oder aktiv anzugehen? Werden sie durch Lehrangebote darin gestützt und gestärkt? Findet Aufklärung über geschlechtsspezifische Probleme statt? Werden in der Ausbildung oder Fortbildung Ansätze verfolgt, um Probleme des Unterrichts mit Mädchen und Jungen zu thematisieren und reflektieren? Diesen Fragen soll im folgenden nachgegangen werden. Dazu werden zunächst die "Orte", die Inhalte und Methoden der Lehreraus- und -fortbildung charakterisiert.

Schwierigkeiten der Identitätsfindung in der universitären Lehrerausbildung

Seit den Frankenthaler Beschlüssen zur Reform der Lehreraus- und -fortbildung, die im Jahr 1970 die Verwissenschaftlichung der Lehrerbildung für alle Lehrämter einleiteten, wird Lehreraus- und -fortbildung in erster Linie als wissenschaftliche Fachausbildung verstanden: Die Fachorientierung, die für die Sekundarschulen selbstverständlich ist, wird nun auch auf die

Grund- und Hauptschullehrerbildung ausgedehnt. Lehrer studieren hauptsächlich ein oder zwei Fächer, nur parallel dazu in geringem Umfang Erziehungswissenschaften, allgemeine Pädagogik, Psychologie und die Didaktik des Faches bzw. der Fächer. Die Integration der einzelnen Studienanteile ist von den angehenden Lehrerinnen selbst zu leisten, eine schwierige Aufgabe, die von keinem der beteiligten Fachbereiche wirklich unterstützt wird.

Für die zukünftige Mathematiklehrerin der Sekundarschule nimmt beispielsweise das Fachstudium Mathematik den weitaus größten Anteil der universitären Ausbildung ein, während der Studienanteil Mathematikdidaktik als der eigentlichen Berufswissenschaft den geringsten Umfang hat. Damit wird das Berufsbild ganz wesentlich von der Fachwissenschaft geprägt: Die Mathematiklehrerin der Sekundarschule versteht sich als Mathematikerin. Zugleich aber erfährt sie an der Universität, dass sie als solche weder von den Hochschullehrern noch von den mit ihr gemeinsam ausgebildeten zukünftigen Diplommathematikerinnen anerkannt wird, sie ist nur die "kleine Mathematikerin", die auf diese Weise unfreiwillig aus dem Fachbereich Mathematik ausgegrenzt ist.

Nicht viel anders geht es der zukünftigen Lehrerin der Primarschule: Auch sie wird zunächst einmal überwiegend in einem Fach, z. B. Mathematik ausgebildet, ihr Ausbildungsanteil an pädagogischen Studien ist zwar etwas höher als der der Sekundarschullehrerin, und sie sieht sich eher als Pädagogin. Aber auch im erziehungswissenschaftlichen Fachbereich, an dem sie die psychologischen, soziologischen und grundschulpädagogischen Studienanteile abrufen wird, wird sie nicht als Erziehungswissenschaftlerin oder Pädagogin akzeptiert. Sie erfährt sogar eine "doppelte" Ausgrenzung, nämlich die freiwillige Ausgrenzung aus dem Fach und die unfreiwillige aus dem erziehungswissenschaftlichen Fachbereich. Die zukünftige Lehrerin erfährt an der Universität, dass sie "heimatlos" ist.

Universitäre Lehr- und Lernformen als Modelle von Lehren und Lernen?

Diese "Heimatlosigkeit" bezieht sich nicht nur auf den Ort der Identitätsfindung, sondern auch auf die vermittelten Inhalte und Methoden. Die Fachinhalte sind durch die Systematik der Fachwissenschaft bestimmt und identisch mit denen für die Mathematiker; Mathematik wird gelehrt als interesse- und vermittlungsunabhängig, "objektiv", depersonalisiert und kontextfrei. Die

Lehrformen und -methoden entsprechen den klassischen universitären Typen der Vorlesung, der "großen" Übung und der "kleinen" Übung mit Tutorium: Die zukünftige Lehrerin erfährt auf diese Weise, dass ihr Fach zu vermitteln ist, indem eine kompetente Lehrkraft den "Stoff" vorliest, die Lernenden zuhören und dann an "Aufgaben" ihre "Fertigkeiten im Stoffumgang" trainieren. Dieses Vokabular und die inhaltlichen und methodischen Vorgaben beeinflussen ganz wesentlich das Bild der Lehrerin von Unterricht in ihrem Fach und werden auf und in die Schule übertragen. Der geringe Umfang der erziehungswissenschaftlichen Studienanteile ebenso wie der mathematikdidaktischen korrigieren dieses Bild nicht wesentlich, denn auch in diesen Lehrveranstaltungen herrscht die traditionelle universitäre Lehrmethode vor: Vorlesungen oder Seminare als Studentenringvorlesung. Der exzellente Vortrag in der Vorlesung wird als die adäquate Lehr- Lern-Form erfahren, an der frau selbst in ihren Studienleistungen gemessen wird. Dabei werden bereits Geschlechterdifferenzen erfahren: Weibliche Studenten wagen es weit weniger, sich in nur spontan mögliche Diskussionen oder Streitgespräche einzumischen, das dominante Verhalten männlicher Hochschullehrer und Mitstudenten verstärkt den Eindruck, dass Studentinnen trotz großer Anzahl an der Universität nur geduldet sind. Arbeitsteams und kooperative Lern- und Arbeitsformen sind an der Universität die Ausnahme, sie finden sich meist nur in von Studentinnen organisierten und inhaltlich getragenen Tutorien.

Geschlechtererziehung als Lehrangebot

Wo und wann aber kann da das Problem geschlechtsspezifischer Lernerfahrungen und der Geschlechtererziehung nicht nur thematisiert, sondern auch gemeinsam von Betroffenen bearbeitet werden? Kaum wird es von den in Studienordnungen vorgeschriebenen Inhalten nahegelegt, noch ist von den methodischen Vorgaben dafür Anregung da. Wenn es trotzdem versucht wird, finden sich meist nur individuelle Lösungen einzelner Hochschullehrerinnen: Beispielsweise die "exotische" Lehrveranstaltung zu Themen der Geschlechtererziehung als außer-curriculares Sonderangebot. Dieses signalisiert, dass eine Hochschullehrerin einer "Hobbyfragestellung" nachgeht, die, als Extra-Lehrveranstaltung ausgewiesen, unverbunden neben dem übrigen Lehrangebot steht. Solche exotischen Lehrveranstaltungen erfreuen sich zwar großer Beliebtheit, weil anzunehmen ist, dass sie nur sporadisch angeboten werden oder

aus den anderen herausstechen, sie können aber in der Regel nicht als gleichwertige Lehrveranstaltung im Pflichtstudienteil angerechnet werden.

Ein wichtiger Schritt zur Verbesserung ist deshalb die Thematisierung der Geschlechtererziehung in "regulären" Lehrveranstaltungen, d.h. Lehrveranstaltungen, die deutlich auch als Vorbereitung auf prüfungsrelevante Themen für Klausuren und Staatsexamen ausgewiesen sind. Sobald Themen wie "Mathematik(unterricht): Nichts für Mädchen und Frauen?", "Probleme der Koedukation" usw. auch für Klausuren und Staatsexamensarbeiten zugelassen werden, erhöht sich die Bereitschaft der Studentinnen, solche Lehrveranstaltungen auf zu suchen und sich mit diesen Themen zu beschäftigen. Aber auch hier passiert es, dass sie als exotische Lehrveranstaltungen angesehen werden. Es sollte deshalb versucht werden, das Thema Geschlechtererziehung in das Standardcurriculum für Lehrangebote zu integrieren. Diese Integration gelingt aber nur, wenn sowohl inhaltliche als auch methodische Aspekte der Geschlechtererziehung zusammen angesprochen und erfahren werden und mündet damit in der Forderung nach einer neuen Hochschul-Seminardidaktik.

Wissenschaftsreflexion und Wissenschaftsvermittlung

Einen Ansatz zu einer solchen Seminardidaktik, die es ermöglichen soll, das Thema Geschlechtererziehung in einem umfassenden Sinne an mehrfach verknüpften Aspekten und inhaltlichen Fragestellungen aufzurollen, will ich im Folgenden darstellen. Wichtige Vorbedingung einer solchen Seminardidaktik ist die Selbstreflexion der Studentinnen und Studenten. Die Selbstreflexion soll ihnen vor allem auch Bilder bewusst macht, die sie sowohl von ihrem Fach als auch vom Lernen und Lehren aufgrund unterschiedlichen Erfahrungen an Schule und Universität mitbringen. Dieses Bewusstmachen von Bildern betrifft (in meinem Fall als Hochschullehrerin für Mathematikdidaktik) die Bilder von der Mathematik ebenso wie die von den Anwendungen der Mathematik bzw. der sozialen Praxis von Mathematik (Mathematisierung). Die Bilder vom Lernen beziehen sich auf ein Bewusstmachen ihres Schülerbildes und ihres Lehrerbildes und auf den Zusammenhang von Wissen und Handeln. Da die eigenen Lernerfahrungen sehr stark von den einseitigen Formen des selbsterfahrenen Lehrens geprägt sind, ist das Bewusstmachen dieser Bilder der erste Schritt in eine Veränderung solcher Vorstellungen. Zur

Selbstreflexion gehört die eigene Erfahrung des Übergangs von den verschiedenen Schulformen zur Universität: Wie habe ich diesen Übergang erlebt, was hat sich geändert, was ist gleich geblieben?

Verschiedene Mittel dienen dazu, Material für die Selbstreflexion verfügbar zu machen: Fragebögen werden ausgefüllt, Biographien erstellt, Aufsätze und Kommentare in Form von Briefen, Tagebüchern oder Bildern angefertigt, persönliche Ansichten, Beschreibungen, Gefühle und Common-Sense-Vorstellungen gesammelt, Interviews geführt und dokumentiert.

Zentrale Fragen für Reflexionen sind:

1. Warum werde ich Mathematiklehrerin?
2. Was ist ein guter oder ein idealer Lehrer oder eine ideale Lehrerin?
3. Warum wird Mathematik überhaupt gelehrt und gelernt?

Daraus ergeben sich weitergehende Fragen: Was ist der Sinn und die Bedeutung von Mathematik? Was bedeutet es, Verständnis in Mathematik zu gewinnen, eine Vorliebe oder Bereitschaft zu entwickeln, sich mit Mathematik zu beschäftigen? Was ist mathematische Tätigkeit und mathematisches Denken? Die Erfahrung mit Schulmathematik und dem Studium von Mathematik ist wesentlich geprägt von Erfolg und Misserfolg. Welche Bedeutung haben Misserfolge und Erfolge für die Bilder von Mathematik und dem eigenen Lernen? Und schließlich eine überraschende Frage: Ist es zulässig und zu rechtfertigen, dass frau Kritik nicht nur am Mathematikunterricht und am Mathematikstudium, sondern sogar an Mathematik äußert?

Ein großes Problem der zukünftigen Lehrerinnen ist es, mit Mathematikangst oder Mathematikabneigung umzugehen und Vorstellungen von der Sinn- oder Bedeutungslosigkeit der gelernten Mathematik zu begegnen. Sie haben gelernt, Wissen anzuhäufen, ohne tatsächlich Erfahrungen mit Mathematik machen oder über Mathematik reflektieren zu können, sie werden eingeübt in den Gebrauch von Regeln, Algorithmen, Formalismen und deren Handhabung, ohne nach ihrem Sinn zu fragen. Als Hauptziel des Mathematikunterrichts führen sie seine Disziplinierungsfunktion an, die Rolle als Selektionsmittel, als Kriterium für allgemeinen Schulerfolg und Leistungsfähigkeit. Die Sinn- bzw. Bedeutungslosigkeit von Mathematik wird darin gesehen, dass das, was als Mathematik in der Schule explizit gelehrt wird, mit der sozialen Praxis von Mathematik nur sehr wenig zu tun hat ("Wann

brauche oder verwende ich dies jemals?"). Hier fehlt die Differenzierung zwischen expliziter Mathematik oder mathematischer Tätigkeit und impliziter Mathematik in der Gesellschaft als soziale und materiale Technologie. Denn die dominante mathematische Tätigkeit in der Schule ist das Rechnen, von der Grundschule über die Sekundarschule bis in die Universität hinein sind Rechenaufgaben der fast ausschließliche Lerngegenstand. Algorithmen jenseits von Eleganz und Simplizität zu beurteilen und zu bewerten, oder gar nach zugrunde liegenden Interessen und Intentionen zu fragen, wird nicht erfahren.

Der Zirkel von Aversion und Angst vor Mathematik

Angst vor Mathematik erscheint quasi als "natürlich". Aber was ist Angst? Bedeutet Angst vor Mathematik, dass frau kein Verständnis hat, oder dass frau keine Fähigkeiten hat, Mathematik zu begreifen oder zu bewältigen? Oder bedeutet Angst vor Mathematik, dass frau keinen Sinn und keine Bedeutung in ihr sieht, obwohl frau durchaus mit Mathematik klar kommt? Mathematikangst äußert sich in sehr unterschiedlichen Formen: Die Angst der Sekundarschullehrerin drückt sich darin aus, dass sie eine Abneigung gegen Ungewissheiten, gegen Offenheiten, gegen Mehrdeutigkeit und den Verlust von Kontrolle entwickelt. Deshalb wird es für sie wichtig, Offenheiten und Ungewissheiten zu vermeiden, Fehler oder Unordnung und die Hineinnahme von Gefühlen im Mathematikbereich auszuschalten. Die zukünftige Grundschullehrerin erklärt ihre Angst vor der Mathematik in erster Linie mit fehlendem Verständnis, erst dann mit der Abneigung gegen sinnlose Formalismen ("nichts Konkretes") und mit dem permanenten Versuch, Misserfolgen zu entkommen oder sie zu vermeiden. Beiden Lehrertypen ist die vergebliche Suche nach Sinnhaftigkeit und Zusammenhängen, die Abneigung gegen die "Häppchenaufgaben" und die langweiligen Routinen, die vergebliche Suche nach personalen Beziehungen im Fach und in der Vermittlung des Faches von Schule zur Universität gemeinsam.

Hier sind nun in der Auseinandersetzung im Seminar Erklärungen zu suchen. Liegt es an der Mathematik als Wissenschaft, dass sie so charakterisiert wird, oder liegt es daran, dass Mathematik als Schulfach in besonderer Weise durch die Institutionalisierung geprägt wird? Oder liegt es vielmehr daran, dass eine bestimmte Lehrpraxis nur eingeschränkte Sichtweisen auf die Mathematik zulässt und Mathematik vor allem als Selektionsmittel eingesetzt wird? Während die

einen in Fatalismus resignieren, konstatieren andere, dass offensichtlich die Angst vor der Mathematik eine wesentliche Voraussetzung für die Beibehaltung von Schulmathematik als Selektionsmittel ist.

Die Lehrerausbildung lässt einen Zirkel von Angst und Abneigung entstehen, der von der Lehrerin auf die Schülerin wieder auf die zukünftigen Lehrerinnen und auf deren Schülerinnen übertragen wird: Da das Interesse an Mathematik nicht geweckt und entwickelt wird, und frau Mathematik verständnislos gegenübersteht, wird eine Beschäftigung mit der Mathematik vermieden. Diese Vermeidung verstärkt wieder Verständnislosigkeit, daraus resultiert verstärkte Interessenlosigkeit und schließlich Angst; oder aber: die Unfähigkeit, Sinn und Bedeutung von Mathematik zu erfassen, führt zu einer blinden Akzeptanz und einem Regelgehorsam gegenüber Mathematik, der nicht dazu beiträgt, Sinn zu stiften, aber mit einem gewissen Grad an Erfolg erlaubt, formal solche Regeln auszuführen und damit auf einer inhaltlosen Ebene "mathematisch erfolgreich" zu sein. Die Angst vor der Mathematik bzw. die Abneigung vor der Mathematik wird dadurch aber nicht aufgehoben.

Um Angst und Unsicherheit vor Mathematik anzugehen, kann es nicht darum gehen, einfach "mehr Mathematik" zu lernen, wie es die Fachkollegen häufig empfehlen und durchsetzen wollen, sondern das, was als Mathematik (in der Schule) gelernt wird, neu zu sehen, neu zu bewerten, neu zu erfahren. Dabei wird es hilfreich, die verschiedenen Facetten von Mathematik heraus zu arbeiten: Mathematik als Werkzeug im Alltag, in verschiedenen Berufspraxen und Wissenschaftsbereichen; Mathematik als Erkenntnisweise und als ein (konsistentes) System von Begriffen und Methoden, aber auch als Format von sozialer Organisation und Aktion. Das "alte Wissen" der Schulmathematik oder der Universitätsmathematik wird dadurch zu einem neuen Wissen, dass es neu strukturiert und neu durchlebt wird.

Geschlechtererziehung im Standardcurriculum der Lehrerausbildung

Selbstreflexion als Bedingung eines neuen Verhältnisses zum Fach Mathematik und der Etablierung neuer seminardidaktischer Vorgehensweisen kann an unterschiedlichen Themen und innerhalb verschiedener Lehrveranstaltungen exemplifiziert werden: Dabei zeigt sich, dass durch die Einbeziehung von Selbstreflexion über

eigene Erfahrungen quasi-natürlich und selbstverständlich auch immer das Thema Geschlechtererziehung behandelt wird. Nicht nur die Lehrveranstaltungen zu "Mädchen und Mathematik" oder "Frauen und Mathematik", "Das Selbstverständnis von Grundschullehrerinnen" oder Biographieforschung berühmter Mathematikerinnen eignen sich zur Thematisierung von Geschlechtererziehung, sondern auch eher "unverfängliche" Lehrveranstaltungen mit einer globaleren oder übergreifenderen Themenstellung wie "Mathematik und Sprache", die Literatur, Umgangs- und Fachsprache unter Semantik- und Grammatikproblemen analysiert und gegenüberstellt und versucht, Mathematik über umgangssprachliche Darstellungen erfahren und erlernen zu lassen. "Mathematik und Common Sense" thematisiert explizit Mathematik und soziale Praxis (etwa die Mathematisierung in Zeitungen), "Symmetrie in Kunst und Mathematik" erlaubt personale Sichtweisen und fachüberschreitende Aspekte. Didaktische Lehrveranstaltungen, wie z.B. "Üben und Problemlösen" oder "Evaluation und Leistungsbewertung" untersuchen die unterschiedlichen Herangehensweisen von Jungen und Mädchen oder Männern und Frauen bei Übungs- und Problemlöseprozessen ebenso wie die unterschiedliche Akzeptanz von Aufgabenstellungen. "Schülerfehler - Lehrerfehler" macht auf unterschiedliche Verhaltensweisen von Lehrern und Lehrerinnen den männlichen und weiblichen Schülern gegenüber aufmerksam. "Schülertätigkeit und Texte" thematisiert die Entwicklung autonomen Lernens durch den selbständigen Erwerb von Wissen aus Schulbuch und anderen schriftlichen Materialien, um Schülerinnen unabhängiger vom Lehrer zu machen. Seminarthemen wie "Differenzierung und Integration", "Interaktion in und außerhalb der Schule" oder "Anforderung und Unterforderung als Disziplinproblem" sind nur unvollständig bearbeitet, wenn sie die Geschlechterdifferenz und -erziehung nicht in die Analysen einbeziehen.

Alternative Arbeitsweisen

Neben der inhaltlichen Einbettung des Themas Geschlechtererziehung ist es vor allem die Organisation der Arbeit, die eine neue Seminardidaktik kennzeichnet: An die Stelle der "Studentenringveranstaltung" tritt die Arbeit in kleinen Studierendengruppen, wie sie auch im Tutorium üblich ist. Eine zurückhaltende Anleitung des Hochschullehrers, die Basis eines umfangreichen kommentierten Handapparates an Literatur, spezielle Gruppenmaterialien mit Aufsätzen,

Tabellen oder Kurztexten in Form von Readern, Hefte und Ordner zum Sammeln von Tagebüchern, Protokollen, Briefen, diversen Formen von Rückmeldungen oder Anregungen ebenso wie Materialien, die in erweiterten Recherchen auch außeruniversitär zusammengetragen wurden, bestimmen die vielfältig strukturierte Arbeit. Ziel der studentischen Gruppenarbeiten sind Gruppenproduktionen. Diese können sein: Poster oder Collagen, gemeinsam erstellte Video- oder Audiotapes mit kleinen Spielszenen, Rollenspielen und diversen gegenständliche Darstellungen, Diareihen, das Erfinden von Aufgabengeschichten bis hin zu Ausstellungen und eigenen Veranstaltungen in der "Pädagogischen Werkstatt" zusätzlich zu erklärenden oder kommentierenden Texten. Die schriftliche Seminarhausarbeit für die individuelle Leistungsbescheinigung ist damit nur ein Teil der Eigenproduktionen.

Selbstreflexion des Lernens an der Universität schließt die Reflexion der Organisation der selbstständigen Arbeit, d.h. die Evaluation eigener Lernprozesse und Arbeitsweisen ein. Was sind strukturelle und inhaltliche Vorbedingungen und Probleme selbstbestimmter kooperativer Arbeitsweisen? Wie können wir dem universitären Individualismus und der Forderung nach individueller "Brillanz" positive Aspekte kollektiver Erfahrung gegenüberstellen? Wie begegnen wir in Gruppen und in gemeinschaftlicher Arbeit den Prinzipien des individualistischen Wettbewerbs? Gibt es auch eine weibliche Sichtweise auf die Inhalte der Arbeit und eine von weiblichen Teilnehmern bevorzugte Arbeitsweise? Dabei wird deutlich, dass die Schwierigkeiten, die das Arbeiten in Gruppen und das Erbringen kollektiver Leistungen erzeugen, nicht verdrängt werden darf, sondern erst in aktiver Auseinandersetzung bewältigt werden kann.

Die Studentinnen haben in einem selbst zusammengestellten Katalog Erfahrungen und Forderungen beschrieben:

- Es ist wichtig, dass ein neues Selbstbild und ein neues Selbstbewusstsein zusammen mit neuen Arbeitsstilen gefunden wird, das allmählich erlaubt, die Angst vor dem Fach abzubauen.
- Vorerfahrungen müssen neu gelebt, neu geordnet und neu interpretiert werden, damit die Mathematik anders erfahren werden kann.
- Statt Vorlesung oder Übung mehr Workshops, kooperative Lernerfahrungen in Gruppen oder Projekten.
- Als Studentinnen wollen sie alternative Ansichten und alternative Herangehensweisen erproben

und fordern "Frauen müssen nicht wie Männer sein".

- Für die Grundschullehrerinnen war es darüber hinaus eine wichtige Erkenntnis, dass Praxisbezug nicht heißen kann, dass die Schüler "Basteln und Kleben", sondern dass sie vom "blinden Machen" zum wirklichen Begreifen und Erfahren von Mathematik kommen, dass ein inhaltsloser Aktionismus durch gegenständliche Tätigkeit und bewusstes Reflektieren abgelöst wird.

- In Analogie zu Felix Klein's "Mathematik vom höheren Standpunkt" fordern sie für sich eine Analyse von "Mathematik vom niederen Standpunkt", d.h. eine Darstellung der Mathematik aus der Perspektive der Nicht-Experten und mit der Betonung sozialer und historisch-kultureller Beziehungen.

Es ist uns nun gelungen, die neue Form von Hochschuldidaktik im Bereich Mathematikdidaktik auszuprobieren. Natürlich stellt sich die Frage, wie es gelingt, sie auf andere Fächer zu übertragen. Im Fach Mathematik selbst hat sie zu Anregungen geführt, traditionelle Lehrveranstaltungstypen mindestens zeitweilig durch neue seminaridaktische Lehr- und Lernformen zu ergänzen: Ein einwöchiger "Ausflug" einer Gruppe von 140 Studierenden in einen Tagungsort außerhalb Berlins und eine tägliche Beschäftigung mit Aufgaben und Problemen zu einem mathematischen Inhaltsbereich (von Vorlesungen) in selbständigen Arbeitsgruppen - bei Bereitstellung umfangreicher mathematischer Literatur und ergänzender Arbeitsmittel - wurde eine Erfahrung, die mit der Angst vor der Mathematik auch die Angst vor Prüfungen weitgehend beseitigen konnte. Die Arbeitsatmosphäre einer "Tagung", das Zusammenleben und -arbeiten in unterschiedlichen Aktivitäten über einen längeren Zeitraum hat die Kommunikation der Studentinnen und Hochschullehrer erheblich verbessert und neue Einsichten auch auf Seiten der Lehrenden gebracht.

Die Projektseminare für Studierende werden heute im Bachelor und Master zu Forschungseminaren erweitert und dadurch bereichert, dass berufstätige Lehrerinnen auf der Basis von Fortbildungsangeboten dazu geladen werden. Die neu konzipierten Seminare dienen ganz wesentlich der Generierung von forschendem Lernen und der Entwicklung von Forschungsprojekten zu selbst bestimmten Forschungsfragen nach eigenen Schwerpunkten und Interessen – fast ‚natürlich‘ werden Forschungsfragen zu Gender und Gerechtigkeit sehr häufig von den Studierenden gewählt. In den Schulen werden kleine

Forschungsprojekte gestartet, die die Studierenden mit den Lehrerinnen gemeinsam realisieren, deren Ergebnisse sie analysieren und darstellen. Auf diese Weise werden auch die schon berufstätigen Lehrerinnen mit den neuen Lehr- und Lernformen des Forschenden Lernens und Erkenntnissen zur Geschlechtererziehung vertraut gemacht.

Fazit

Der Ausgangspunkt der vorangestellten Überlegungen ist die Diskussion um Geschlechtererziehung in der Lehrerausbildung am Beispiel der Mathematiklehrerin, d.h. die Thematisierung des Umgangs mit Geschlechter"defiziten" bzw. Ge-

schlechterdifferenz in Schule und Ausbildung. Wir haben in dieser Diskussion erfahren, dass die Auseinandersetzung mit diesem Thema notwendigerweise zugleich grundlegende Fragen an das (Mathematik)-Lehrer-Studium und den Mathematikunterricht genauso wie an Forschung und Verwendung von Mathematik aufgeworfen hat. Wer macht Mathematik, für wen und warum wird Mathematik gemacht? Welche Komponenten sind veränderbar? Wie gelangen wir zu einer umfassenden Wissenschaftsreflexion und zu neuen, gleichberechtigten Formen der Wissenschaftsvermittlung, die insbesondere diejenigen brauchen, die als Lehrende in die Schule gehen?

Geschlechtstypische Ungleichheiten im wissenschaftlichen Feld

Levke Harders

Humboldt-Universität zu Berlin

Überarbeitete Fassung des Vortrags im Rahmen der Podiumsdiskussion „28:12 – warum der Weg für Frauen ins ZIB weit ist“ am 26.6.2007 im Konrad-Zuse-Zentrum für Informationstechnik Berlin (ZIB)

Der fortgesetzte Ausschluss der Frauen aus der Wissenschaft ist historisch, strukturell und epistemisch bedingt. Die historische Entwicklung des Universitätswesens mit seiner disziplinären Ausdifferenzierung seit dem 19. Jahrhundert hat für das heutige akademische System zwei wichtige Konsequenzen: Erstens setzt das Humboldtsche Universitätsmodell Ungleichheit automatisch voraus. Jeder Qualifikationsschritt, jede Karrierestufe beruht sowohl auf einer zu erbringenden Leistung als auch auf deren Bewertung durch Betreuer/innen und Kolleg/innen. Zweitens ist ein Idealbild des ‚Wissenschaftlers‘ entstanden. Diese Person müsse ihren Beruf als Berufung verstehen oder, wie es Max Weber formuliert hat, Wissenschaft als Beruf begreifen, und daher mit Leidenschaft betreiben. Dies bedeutet, diszipliniert und selbstbeherrscht zu arbeiten, und ist insbesondere mit Vorstellungen von Rationalität und Objektivität verbunden. Gerade diese in der Wissenschaft herrschende Norm der Rationalität und Objektivität macht es schwierig, die geschlechtliche Einfärbung von Interaktionen wie z. B. bei der Leistungsbewertung überhaupt zu erkennen.

Die Zahlen im Titel der Veranstaltung verweisen schon auf die Problematik: Wenngleich 28% der

Studierenden am Fachbereich Mathematik/Informatik der Freien Universität Berlin Frauen sind, hat das Konrad-Zuse-Zentrum für Informationstechnik (ZIB) selbst nur rund 12% weibliche Angestellte im wissenschaftlichen Bereich. Der Weg über den Campus ist offensichtlich weit und mit einigen Hindernissen verstellt, obwohl, wie es die Wissenschaftssoziologin Bettina Heintz formuliert: „Im Selbstverständnis der modernen Wissenschaft ist Geschlecht ein Unterschied, der keinen Unterschied macht“ (Heintz, B. 2003: Die Objektivität der Wissenschaft und die Partikularität des Geschlechts. Geschlechterunterschiede im disziplinären Vergleich, in: Wobbe, Theresa (Hg.): Zwischen Vorderbühne und Hinterbühne. Beiträge zum Wandel der Geschlechterbeziehungen in der Wissenschaft vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Bielefeld, 211-237, S.212). Diese Selbsteinschätzung, dass Geschlecht irrelevant sei, fördert wesentlich ein ‚Verdecken‘ von Ungleichheiten.

Disziplin und Geschlecht

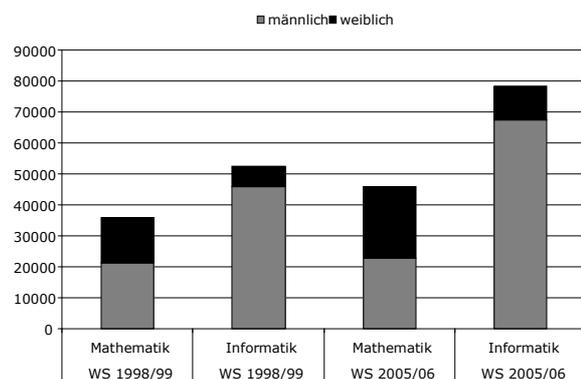
Hinzu kommen disziplinäre Besonderheiten, die von der Geschichte der Fächer Informatik und Mathematik geprägt sind (Schinzel, B. 2004: Epistemische Veränderungen an der Schnittstelle Informatik und Naturwissenschaften, in: Schmitz, Sigrid; Schinzel, Britta (Hg.): Grenzgänge. Genderforschung in Informatik und Naturwissenschaften. Königstein i. Taunus, 30-49). Zum einen enthält die mathematische Sprache und das mathematische Denken auf symbolischer Ebene geschlechtliche Kodierungen, wie

der Mathematiker und Mathematikhistoriker Herbert Mehrtens deutlich machte. Ein zentrales Paradigma der modernen Wissenschaft und insbesondere der Mathematik war (ist) die Dichotomie von Geist = Mann und Natur = Frau. Ferner wird der männliche Geist als Schöpfer des mathematischen Wissens gesehen. Natur, Weiblichkeit und Frauen sind in dieser Logik das Andere und nicht Teil der Disziplin (Mehrtens, H. 1990: *Moderne – Sprache – Mathematik. Eine Geschichte des Streits um die Grundlagen der Disziplin und des Subjekts formaler Systeme.* Frankfurt a. M.). Zum anderen hat die Entwicklung der Mathematik auf epistemischer Ebene ein spezifisches Selbstverständnis hervorgebracht: Die Mathematik zeichnet sich aus durch 1) Standardisierung von Messverfahren, 2) Etablierung strenger Beweiskonventionen und 3) hoch formalisierte interne Kommunikation. Daraus ergibt sich die epistemische Besonderheit des Faches, die Bettina Heintz, die die „Innenwelt der Mathematik“ untersucht hat, so erklärt: Die Mathematik erscheine objektiv, ihre Ergebnisse zwingend und nicht, wie in den Geistes- und Sozialwissenschaften, als eine Interpretation von vielen möglichen. Da die Mathematik über den Beweis definiert ist, sind die beiden wichtigen Leitkategorien des Faches ‚widerspruchsfrei‘ und ‚wahr‘: „Wahrheit wird nicht mehr über Korrespondenz mit einer [...] externen Wirklichkeit definiert, sondern gleichgesetzt mit Widerspruchsfreiheit innerhalb einer vom Mathematiker selbstgeschaffenen Ordnung. Wahr sind Axiome dann, wenn aus ihnen kein Widerspruch resultiert“ (Heintz, B. 2007: *Zahlen, Wissen, Objektivität: Wissenschaftssoziologische Perspektiven*, in: Mennicken, Andrea; Vollmer, Hendrik (Hg.): *Zahlenwerk. Kalkulation, Organisation und Gesellschaft.* Wiesbaden, 65-85.) Die Mathematik sieht sich also als referenzloses, autonomes Wissensgebiet. Dies hat zwei spezifische Charakteristika zur Folge: den hohen sozialen Konsens zwischen Mathematiker/innen und den kognitiven Zusammenhalt durch die interne Konsistenz des Wissensgebäudes.

Diese disziplinäre Kultur bildet die Arbeitsumwelt, die die Karrierechancen von Frauen beeinflusst. Ulrike Vogel und Christiania Hinz konnten diese Befunde mit ihrer vergleichenden qualitativen Studie über „Geschlecht und Fachkultur“ belegen. So glauben 90% der Mathematiker, dass für eine Karriere in der Wissenschaft Kompetenz mehr zählt als Geschlecht, während nur 73% der Mathematikerinnen diese Annahme bestätigen können. Ebenso denken knapp ein Viertel der Mathematiker, aber 70% ihrer Kolle-

ginnen, dass Männer stärker gefördert würden. Denn fast die Hälfte der Mathematikerinnen hatte während ihres Studiums und in den ersten Berufsjahren Diskriminierungen erlebt (Vogel, U.; Hinz, C. 2004: *Wissenschaftskarriere, Geschlecht und Fachkultur. Bewältigungsstrategien in Mathematik und Sozialwissenschaften.* Bielefeld). Die hohe Standardisierung der Mathematik und Informatik ermöglicht es, Ungleichheiten zu verdecken, die von den Akteuren im Feld als solche nicht wahrgenommen werden.

Diese kurz skizzierten Faktoren schlagen sich in der horizontalen und vertikalen Segregation des Wissenschaftssystems und der Disziplinen nieder. Deutschland hat im internationalen Vergleich kontinuierlich einen außergewöhnlich niedrigen Frauenanteil auf allen akademischen Ebenen. In den Bereichen Mathematik und Informatik haben sich die Studierendenzahlen folgendermaßen entwickelt:



(Quelle: Statistisches Bundesamt)

Es gab also eine signifikante Erhöhung des Frauenanteils in der Mathematik von rund 41% auf über 50%, in der Informatik jedoch nur von 12,6% auf 13,7%. An der Freien Universität ist der Frauenanteil im Fachbereich Mathematik/Informatik in den letzten zehn Jahren sogar auf nunmehr 28% leicht gesunken – und das bei steigenden Studierendenzahlen (Quelle: FU Statistik). Auch bei dem nächsten Schritt der akademischen Laufbahn, der Promotion, gibt es einen erheblichen Unterschied zwischen den Geschlechtern, da sich nur halb so viele Absolventinnen wie Absolventen für eine Promotion entscheiden. In der Mathematik und Informatik haben 2005 insgesamt gut 800 Deutsche promoviert, der Frauenanteil lag dabei in der Mathematik bei 25%, in der Informatik nur bei 8,5%. Habilitiert haben sich 2005 in ganz Deutschland elf Mathematikerinnen und 51 Mathematiker sowie vier Informatikerinnen und 31 Informatiker. Damit liegen die Mathematik und Informa-

tik unter dem bundesdeutschen Durchschnitt von habilitierten Frauen von knapp 23% im Jahr 2004 (Quelle: Statistisches Bundesamt). Am ZIB liegt der Anteil der Promovendinnen bei knapp 16%, der Habilitandinnen bei 6,6% (Quelle: ZIB).

Der nächste Schritt auf der akademischen Karriereleiter, die Wissenschaft zum Beruf zu machen, ist für Absolventinnen in allen Disziplinen schwierig. In der Mathematik und den Naturwissenschaften waren 2005 von allen hauptberuflich Beschäftigten im wissenschaftlichen Bereich an Hochschulen 22,5% Frauen (Quelle: Statistisches Bundesamt). Der Frauenanteil im wissenschaftlichen Bereich an außerhochschulischen Forschungseinrichtungen (Max-Planck-Gesellschaft, Leibniz-Gemeinschaft, Fraunhofer-Gesellschaft und Helmholtz-Gemeinschaft) lag 2003 bei 26% (Quelle: Bund-Länder-Kommission für Bildungsplanung und Forschungsförderung (BLK) 2005: Frauen in Führungspositionen an Hochschulen und außerhochschulischen Forschungseinrichtungen. Achte Fortschreibung des Datenmaterials. Berlin). Der Anteil weiblichen Personals in Führungspositionen an diesen außerhochschulischen Forschungseinrichtungen befindet sich weiterhin im einstelligen Bereich:

	Leitung	C4-Stelle	BAT I-Stelle
1992	0%	0,9%	2,4%
2003	5,9%	3,4%	5,3%

(Quelle: Bund-Länder-Kommission für Bildungsplanung und Forschungsförderung (BLK) 2005)

Strukturen des wissenschaftlichen Feldes

Trotz rechtlicher Gleichstellung sind Akademikerinnen in Deutschland also mit Ungleichheiten konfrontiert. Diese Entwicklung hängt u. a. mit der Struktur der Wissenschaft zusammen. In der Soziologie wird davon ausgegangen, dass jeder Lebensbereich bestimmten Regeln, Normen und Konventionen unterworfen ist. Gleiches gilt für die Wissenschaft. Der französische Soziologe Pierre Bourdieu bezeichnet dies als wissenschaftliches Feld. In diesem bewegen sich Wissenschaftler/innen, dessen Regeln müssen sie erlernen und (meistens) folgen, um erfolgreich zu sein. Vier Aspekte dieses Feldes erachte ich für besonders wichtig im Zusammenhang von Wissenschaft und Geschlecht:

1) Auf der organisatorischen Ebene zeichnet sich die Wissenschaft durch spezifische Strukturen aus. Dies sind Ausbildungs- und Zulassungsmodalitäten, so kann man in Deutschland in der Regel nur mit Abitur ein Hochschulstudium aufnehmen. Hierzu gehören ebenso Prüfungsverfahren und Qualifikationsregelungen. Eine ‚normale‘ wissenschaftliche Laufbahn sieht hierzulande so aus, dass dem Hochschulabschluss eine Promotion folgt, nach der eine Habilitation oder das so genannte zweite Buch ansteht. Von der Privatdozentur und Gastprofessuren ist dann der Sprung zu einer Berufung zu bewältigen. Forschung, Lehre und Wissenschaft sind wesentlich durch dieses hierarchische Modell geformt.

2) Das wissenschaftliche Feld prägt durch diese Vorgaben u. a. eine bestimmte Arbeitsorganisation aus. Bis zum Erreichen des eigenen Lehrstuhls verdienen Wissenschaftler/innen ihr Geld meistens auf unselbständigen Positionen (befristete Zeitverträge), die instabil und häufig genug prekär sind. Diese Positionen bringen eine große Abhängigkeit vom Vorgesetzten, der oder die ja zumeist auch die Forschungsarbeit betreut, mit sich. Gleichzeitig – und das hängt wiederum mit den eingangs diskutierten Vorstellungen von Wissenschaft zusammen – werden an den Nachwuchs hohe Anforderungen an Selbständigkeit und Innovation gestellt. Diese prekären Beschäftigungsverhältnisse und die geringe Kontrolle über den eigenen Aufstieg sind Bedingungen, die die gesamte Lebensplanung beeinflussen.

3) Neben diesen expliziten Prinzipien bestimmen die Funktionsweise und die soziale Praxis der Wissenschaft die Wahrnehmungs- und Bewertungsschemata, Mythenbildungen und Realitätskonstruktionen aller beteiligten Personen. Dies bezeichnet der Wissenschaftstheoretiker Michael Polanyi als tacit knowledge, implizites Wissen. Im Laufe unseres Studiums und der Promotion lernen wir, wie wir uns verhalten müssen, um Erfolg zu haben. Dieser dritte Aspekt wird auch mit dem Begriff des Habitus umschrieben. Weitere, ganz unterschiedliche Bestandteile dieser impliziten Gesetze der Wissenschaften sind z. B. die Bedeutung des Betreuers/der Betreuerin für das eigene Fortkommen und die Relevanz von Kontakten zu Kolleg/innen. Diese Regeln werden ergänzt durch unausgesprochene und oft unbewusste Vorstellungen davon, wie gute wissenschaftliche Arbeit aussieht, wie wir uns auf Konferenzen verhalten sollten, dass wir uns auch am Abend und am

Wochenende ‚natürlich‘ Zeit für akademische Veranstaltungen oder Geselligkeiten nehmen. Mit dem Soziologen Rudolf Stichweh lässt sich sagen, dass es bei der akademischen Qualifikation weniger um herausragende Forschung, sondern um Sozialisation geht.

4) Sandra Beaufäys und Beate Kraus haben in ihren wissenschaftssoziologischen Untersuchungen der letzten Jahre deutlich gemacht, dass es im Wissenschaftssystem zentral um die Anerkennung von Leistung geht. Durch das Gutachtersystem wird jeder Qualifikationsschritt, jedes Forschungsprojekt durch die scientific community bewertet. D. h., Leistung muss zunächst von uns selbst dargestellt werden, dann von dem Gutachter oder der Betreuerin erkannt und darüber hinaus anerkannt werden (Beaufäys, S.; Kraus, B.: *Doing Science - Doing Gender*. Die Produktion von Wissenschaftler/innen und die Reproduktion von Machtverhältnissen im wissenschaftlichen Feld, in: *Feministische Studien* (2005) 1, 82-99). Dabei handelt es sich immer um Zuschreibungen von Leistung; es geht um die – vermutete – Leistungsfähigkeit von Wissenschaftler/innen. Indikatoren für Förderungswürdigkeit sind hierbei neben fachlichen Voraussetzungen und Schlüsselkompetenzen auch der Habitus.

Alle genannten Bedingungen des wissenschaftlichen Feldes sind vielfach miteinander verwoben. Innerhalb dieses Systems kann es immer nur eine Illusion von Gleichheit geben – und dies betrifft alle Menschen in der Wissenschaft.

Wissenschaft und Geschlecht

Wie schon aus den Statistiken deutlich wurde, haben Akademikerinnen mit dieser Ungleichheit offensichtlich besonders zu tun. Es gibt sowohl Mentor/innen, die Frauen fördern, als auch viele Doktorandinnen, die eine wissenschaftliche Laufbahn anvisieren. Nach der Promotion jedoch, bei dem Einstieg in die wissenschaftliche Laufbahn, gehen die meisten Frauen sozusagen verloren. Dieser Wendepunkt steht daher im Zentrum meiner folgenden Überlegungen. Der Grund für diesen ‚Ausstieg‘ aus der Wissenschaft sind weniger offene Diskriminierungen, sondern die ungleichheitsgenerierenden Strukturen und Praxen der Wissenschaft.

Wir haben es in Deutschland mit akademischen Laufbahnen zu tun, die wesentlich von der Beziehung zu einem „Doktorvater“ geprägt sind. Im Gegensatz zu den USA oder Großbritannien arbeiten viele Studierende als Hilfskraft an einem

Lehrstuhl oder in einem Forschungsprojekt, schreiben dort ihre Abschluss- und danach die Doktorarbeit und sind häufig noch während der Habilitation an diese eine Bezugsperson gebunden. Diese sollte sich daher ihres weitreichenden Einflusses auf die Aneignung von Wissen, Werten und Normen bewusst sein. Diese Situation ist für junge Wissenschaftlerinnen häufig schwieriger als für Männer. Studentinnen und Doktorandinnen haben wegen der niedrigen Quote von Professorinnen weniger Vorbilder, um den wissenschaftlichen Habitus zu erlernen. Die eben beschriebene Sozialisation in den Universitäten ist immer noch ein Marginalisierungsprozess: „Männlich geprägte Fachkulturen und ein dadurch übermitteltes geringes Zugehörigkeitsgefühl wiegen besonders schwer in einer Wissenschaftskultur, in der die Beziehung zum Doktorvater (oder seltener zur Doktorvaterin) wesentlich für den beruflichen Erfolg ist“ (Adams, A. 2006: *Promotion und Geschlechterverhältnis*, in: Koepf, Claudia; Moes, Johannes; Tiefel, Sandra (Hg.): *GEW-Handbuch Promovieren mit Perspektive*. Ein Ratgeber von und für Doktorand/innen. Bielefeld, 91-100). Dieses Lehrer-Schüler-System ist nicht nur geschlechtlich kodiert, sondern (immer noch) homosozial geprägt. Für die Mathematik wurde kürzlich erhoben, dass Frauen seltener als Männer von ihren Betreuer/innen aufgefordert wurden zu publizieren oder Mitautorin eines Aufsatzes zu sein. Junge Mathematikerinnen machten darüber hinaus die Erfahrung weniger selbstbestimmt arbeiten zu können als ihre Kollegen (Vogel, U.; Hinz, C. 2004: *Wissenschaftskarriere, Geschlecht und Fachkultur*. Bewältigungsstrategien in Mathematik und Sozialwissenschaften. Bielefeld, S.69ff.). Sehr viel mehr Frauen als Männer beenden daher ihre Doktorarbeit nicht.

Der Faktor Leistungsbewertung hat unterschiedliche Konsequenzen. Zum einen hat die Elitenforschung gezeigt, dass bei der Nachwuchsrekrutierung die Ähnlichkeit der Biografie der Person, die sich bewirbt, zu der Biografie der Person, die entscheidet, eine große Rolle spielt. An dieser Stelle wirkt die männliche Wissenschaftler-Normbiografie auf die Realität zurück, da Frauen ihr per se nicht entsprechen können. Dies trifft auch für die Informatik zu, denn gesellschaftlich wird der ‚wahre Informatiker‘ vor allem mit ‚dem Programmierer‘ gleichgesetzt, obwohl weniger als 30% der Berufe im Informatikbereich Programmieren mit einschließen. Deshalb, so die Pariser Informatikerin Isabelle Collet, sagen Frauen in diesem Fach eher ‚Ich mache Informatik‘ als ‚Ich bin Informatikerin‘

(Collet, I. 2007: Lady Ada und die Hacker. Wie weiblich ist die Informatik, in: *Le Monde diplomatique* (Juni 2007), 23). Es ist durch das Bild ‚des Informatikers‘ für Frauen kaum möglich, sich damit zu identifizieren.

Zum anderen herrscht Frauen gegenüber oft Misstrauen, ob sie den Herausforderungen einer wissenschaftlichen Karriere gewachsen seien. Darüber hinaus werden Leistungsbewertungen, die ja in der Wissenschaft permanent stattfinden, häufig mit geschlechtsspezifischen Zuschreibungen verbunden und damit entwertet. 70% der Mathematikerinnen (im Gegensatz zu 20% ihrer Kollegen) denken daher, dass sie mehr leisten müssen, um eine wissenschaftliche Anstellung zu erhalten (Vogel, U.; Hinz, C. 2004: *Wissenschaftskarriere, Geschlecht und Fachkultur. Bewältigungsstrategien in Mathematik und Sozialwissenschaften*. Bielefeld, S.77). Hinzu kommt, dass die Darstellung der eigenen Leistung in der Wissenschaft (wie in anderen Berufsparten) als Konkurrenzkampf begriffen und ausgetragen wird. Viele Nachwuchswissenschaftlerinnen, das haben jüngste Erhebungen ergeben, erkennen dieses Prinzip, wollen sich daran aber nicht beteiligen – mit fatalen Folgen: Wer sich an diese Konvention des wissenschaftlichen Feldes nicht anpasst und ‚mitspielt‘, wird nicht ernst genommen und gilt als nicht leistungsfähig.

Auch auf der Ebene der Arbeitsorganisation wirken sich die unstandardisierten Arbeitsformen in der Wissenschaft nachteilig für Frauen aus. Während sich in standardisierten, bürokratischen Strukturen eine höhere Geschlechtergerechtigkeit feststellen lässt, haben unstrukturierte Situationen mit impliziten Regeln Ungleichheiten zur Folge: „Da formal geregelte, transparente Strukturen für Nachwuchskarrieren nicht existieren, erhalten informelle Regelungen, implizite Aushandlungen und der latente Sinn von Interaktionen zwischen Vorgesetzten und dem wissenschaftlichen Nachwuchs ein um so größeres Gewicht. Die jungen Frauen machen jedoch häufig die Erfahrung, dass sie als Wissenschaftlerin negiert werden“ (Krais, B. 2001: *Wissenschaftskultur und Geschlechterordnung: Verborgene Mechanismen der Macht*, in: *Wissenschaftlerinnen-Rundbrief*. Freie Universität Berlin, 1-7, S.4). Krais bezieht sich hier auf die Ergebnisse einer großangelegten, quantitativen und qualitativen Studie. Viele Wissenschaftlerinnen berichteten von subtiler Diskriminierung, in dem sie in Kommunikationssituationen nicht wahrgenommen, von Kollegen und/oder Betreuern auf ihre – zukünftige – Mutterrolle verwiesen

wurden oder sich ganz generell Anspielungen auf ihr Geschlecht anhören mussten.

Diese komplexen Prozesse der Entmutigung werden als *cooling out* bezeichnet. Sie veranlassen kürzlich den Hochschulforscher Reinhard Kreckel zu einer düsteren Prognose. Ungeachtet des steigenden Anteils von Frauen in Studium und Promotion werde es auch in den nächsten Jahrzehnten eine fortdauernde Ungleichheit bei akademischen Spitzenpositionen geben. Trotz der rechtlichen Gleichstellung in Europa wird der Anteil von Akademikerinnen auf der wissenschaftlichen Leitungsebene seiner Meinung nach 30% nicht überschreiten (Kreckel, R. 2005: *Mehr Frauen in akademischen Spitzenpositionen: Nur noch eine Frage der Zeit? Zur Entwicklung von Gleichheit und Ungleichheit zwischen den Geschlechtern*, in: *Transit* 29 (2005), 156-176, S.166).

Handlungsoptionen und Strategien

Dem Beharrungsvermögen bestimmter Disziplinen gegenüber Frauen haben Akademikerinnen immer etwas entgegen zu setzen versucht. Untersuchungen haben ergeben, dass sich junge Wissenschaftlerinnen (und Wissenschaftler) neue Themen suchen – oder auch: suchen müssen –, um sich zu profilieren und etablieren. Frauen arbeiten daher am thematischen Rand der Fächer oder wählen noch wenig bearbeitete Themen und Methoden.

Außerdem müssen Frauen mehr noch als Männer ihre erbrachte Leistung sichtbar machen, d. h. ihre Arbeit präsentieren, Publikationsmöglichkeiten nutzen und vor allem die Forschungsergebnisse als eigene Leistung begreifen und darstellen. Hierzu gibt es seit einigen Jahren erfolversprechende Mentorinnenprogramme. In Berlin haben sich die Freie Universität, Humboldt Universität und Technische Universität zum hochschulübergreifenden ProFiL-Programm „Professionalisierung für Frauen in Forschung und Lehre“ zusammengeschlossen (www.profilprogramm.de). Zentral für Wissenschaftlerinnen ist eine gute Vernetzung, insbesondere der Kontakt zu Kolleg/innen der eigenen Disziplin. So gibt es z. B. die Fachgruppe „Frauenarbeit und Informatik“ in der Gesellschaft für Informatik (www.gi-ev.de/fachbereiche/fa_81) sowie den 1988 gegründeten Verein „Frauen in Naturwissenschaft und Technik“ (www.nut.de).

Für die Promotionsphase gilt, dass die Betreuung verbessert werden muss. An einigen Hochschulen in Deutschland werden z. B. Betreuungsverträge zwischen Mentorin und Doktorand

geschlossen. Außerdem bieten strukturierte Graduiertenkollegs Vorteile gegenüber Stipendien oder Drittmittelprojekten, da Dissertationen besser betreut und in kürzerer Zeit abgeschlossen werden. Gleichzeitig gilt für Mentor/innen, dass Nachwuchswissenschaftlerinnen Unterstützung benötigen, die über die Betreuung der Forschungsarbeit hinausgeht. Sie müssen sich bewusst sein, dass ihre Gutachten und der Einsatz ihrer eigenen Netzwerke den Weg in die Wissenschaft ebnen (oder verhindern!) können. Sie sollten Frauen vermehrt als (Ko-) Autorin einladen und sie auffordern, sich auf Konferenzen zu präsentieren. Umgekehrt müssen Nachwuchswissenschaftlerinnen die Betreuung und Förderung stärker einfordern.

Auf der gesellschaftlich-politischen Ebene muss es weiterhin und noch verstärkt Frauenfördermaßnahmen geben. Finnland z. B. hat gute Erfahrungen mit Ombudspersonen und Soll-Quoten an Universitäten gemacht. Allerdings wäre eine Gleichstellungspolitik wünschenswerter, die auch Männer für Arbeitsgebiete moti-

viert, in denen sie unterrepräsentiert sind. Des Weiteren sind alle Maßnahmen, die die Selbständigkeit des Nachwuchses fördern, positiv für Frauen. In den letzten Jahren waren das die Einführung der Junior-Professur und die Möglichkeit, schon als Postdoc ein eigenes Forschungsprojekt beantragen zu können. Dazu müssen alle Akteur/innen im wissenschaftlichen Feld erkennen, dass – um zur Eingangsthese von Bettina Heintz zurückzukommen – in der modernen Wissenschaft Geschlecht zwar keinen Unterschied machen sollte, aber im Alltag der wissenschaftlichen Praxis geschlechtstypische Ungleichheiten permanent produziert und reproduziert werden.

Ich danke Mechthild Koreuber, Regine Stein, Uta Kaminsky sowie den Kollegiat/innen des Graduiertenkollegs „Geschlecht als Wissens-kategorie“ an der Humboldt-Universität zu Berlin für konstruktive Diskussionen.

Wissenschaftlerinnen treffen sich

Das nächste Treffen des Wissenschaftlerinnen-netzwerkes findet am **28.08.08, 18 Uhr**, wie gewohnt, im Restaurant Galileo, Otto-von-Simson-Straße 26, 14195 Berlin (neben der FU-Mensa), statt. Das Wissenschaftlerinnennetzwer-

kes bietet Frauen, die sich im Augenblick habilitieren oder vorhaben, dies in naher Zukunft zu tun, die Möglichkeit zu Austausch und lockerem Gespräch. Auch bereits habilitierte Frauen sind gern gesehene Teilnehmerinnen.

Das Eva-Wolzendorf-Stipendium

Désirée Tschunk

Praktikantin im Büro der zentralen Frauenbeauftragten

Eva Wolzendorf hat der Freien Universität Berlin ihr Vermögen vermacht, mit der Auflage, dieses zur Unterstützung von hochbegabten, bedürftigen Studentinnen und Studenten im Fach Mathematik zu verwenden. Förderungsbe-rechtigt sind nach der Vergabeordnung von 2007 Studierende deutscher Staatsangehörigkeit an der Freien Universität Berlin im Haupt- oder Masterstudium des Fachs Mathematik, die über-durchschnittliche Leistungen oder eine über-durchschnittliche Eignung für ihr Wissensgebiet erkennen lassen und keine Leistungen zur Bestreitung ihres Lebensunterhalts nach dem BAföG oder durch andere staatliche Fördervorschriften erhalten. Die Förderung erfolgt für zwei Semester und ist um ein weiteres verlängerbar, wenn glaubhaft aufgezeigt werden kann, dass der Studienabschluss innerhalb des weiteren

Semesters erreicht werden kann. Das Eva-Wolzendorf-Stipendium wird seit November 2007 nach zwei unterschiedlichen Förderzwecken vergeben: Die erste Förderlinie fördert geschlechtsunabhängig geeigneten mathematischen Nachwuchs, während die zweite Förderlinie gezielt der Erhöhung des Frauenanteils in der Mathematik dient und im Einvernehmen mit der Frauenbeauftragten vom Dekanat vergeben wird.

Aus der Biographie von Eva Wolzendorf erklärt sich die großzügige testamentarische Verfügung, von der die Studierenden der Mathematik heute profitieren können: Eva Wolzendorf, geboren am 1.6.1910 in Rixdorf, machte 1930 Abitur. Während ihres Studiums der Mathematik, Biologie und der Physik an der Freien Universität

Berlin war die junge Frau auf eine Studienbeihilfe des Jugend- und Wohlfahrtsamtes (später des Landes Berlin) angewiesen, da ihr Vater schon in ihrer Kindheit verstorben und ihre Mutter arbeitslos war.

Um ihre wissenschaftliche Ausbildung nicht zu gefährden, trat die SPD-Anhängerin während des Dritten Reiches in den Nationalsozialistischen Lehrerbund (NSLB) ein. 1937 bestand Eva Wolzendorf das Staatsexamen, 1939 das Assesorexamen. Ohne die zu diesem Zeitpunkt verlangte Nähe zur NSDAP (Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei) hatte die junge Eva Wolzendorf in Berlin jedoch keine Aussicht auf eine Anstellung. Also fing sie als Lehrerin in einer Oberschule für Jungen in Straußberg an. Der Berliner Lehrermangel ermöglichte ihr einen Wechsel an eine Tegeler Schule. Die Ernennung zur Studienrätin wurde ihr jedoch verwehrt, da sie nicht bereit war, der NSDAP beizutreten. Auf ihren Wunsch wurde sie darauf hin nach Steglitz versetzt, wo sie verantwortlich für Kin-

derlandverschickungen war. Schließlich wurde sie 1944 Studienrätin. Durch diesen Posten sicherte sie sich und ihre Mutter finanziell ab. Durch die Nachkriegszeit musste Eva Wolzendorf ein weiteres Mal hart arbeiten, um ihre finanzielle Selbstständigkeit zu erhalten und darüber hinaus ihre Mutter und ihre nun hilfsbedürftig gewordene Tante zu unterstützen. Sie gab neben ihrem Hauptberuf Kurse an der Volkshochschule und Privatunterricht. 1947 wurde Eva Wolzendorf eine Schulleiterstelle in Neukölln angeboten, die sie mit der Begründung, sie habe mehr Spaß am Unterricht als an organisatorischer Tätigkeit, ablehnte.

Mitte der achtziger Jahre entschied sich Eva Wolzendorf, ihr Erbe von mehreren hunderttausend Mark den Studierenden der Mathematik in Form von Stipendienmitteln zu Gute kommen zu lassen.

Das Familienbüro

Dr. Sünne Andresen

Leitung Familienbüro Freie Universität Berlin

Eine direkte Folge des Auditierungsprozesses für das *audit familiengerechte hochschule* an der Freien Universität Berlin seit Ende 2006 ist die Einrichtung des Familienbüros der Freien Universität, das es in dieser Form bisher an keiner anderen deutschen Hochschule gibt. Das mit drei qualifizierten Stellen ausgestattete Familienbüro wurde mit Wirkung zum 1. Oktober 2007 eingerichtet. Räumlich ist es im ersten Stock des Verwaltungsgebäudes im Rudeloffweg 25-27 untergebracht. Es befindet sich damit in unmittelbarer Nähe zu den zentralen Veranstaltungs- und Arbeitsorten der Freien Universität und ist für die Verwaltungsbeschäftigten ebenso gut erreichbar wie für Studierende und Wissenschaftler/innen.

Ein Schwerpunkt der Arbeit des Familienbüros liegt bei der Beratung aller Mitgliedsgruppen der Freien Universität zu Fragen, die die Vereinbarkeit von Berufstätigkeit/Studium und Familie betreffen. Seit Eröffnung des Büros wird es als eine solche Informations- und Beratungsstelle bereits vielfach genutzt. Studierende kontaktierten das Familienbüro z.B., weil sie Probleme haben, die Aufgabe der Versorgung kleiner Kinder mit dem Besuch von Pflichtlehrveranstaltungen zu vereinbaren, die erst nach 18.00 stattfinden, oder weil sie wissen wollten, ob es auch während der Beurlaubung wegen Mutterschutz

und Elternzeit die Möglichkeit gibt, einzelne Seminare zu besuchen und Leistungsnachweise zu erwerben. Mitarbeiter/innen aus der Verwaltung fragten beim Familienbüro an, welche Maßnahmen die Freie Universität bietet, um während der Beurlaubung den Kontakt zu Elternzeitnehmer/innen aufrecht zu erhalten. Promovend/inn/en mit Kindern erkundigten sich nach Möglichkeiten der finanziellen Unterstützung für die Abschlussphase oder weil sie wissen wollten, wie Schwangerschaft und Elternzeit bei der Vergabe und Verlängerung von Stipendien berücksichtigt werden.

Neben der Bearbeitung solcher Einzelanfragen und der persönlichen Beratung zur Vereinbarkeitsproblematik wirkt das Familienbüro vor allem daraufhin, Familienfreundlichkeit als handlungsleitende Maxime nachhaltig in alle Bereiche und Handlungsfelder der Freien Universität zu verankern. Dies schließt Zielgruppen spezifische Bedarfsanalysen, eine systematische Informationspolitik z.B. durch den Aufbau einer informativen Homepage und Maßnahmen zur Sensibilisierung der Führungskräfte ebenso ein wie den de/zentralen Ausbau und die Verbesserung von Infrastrukturmaßnahmen (wie z.B. die Still-/Wickel- oder Eltern-Kind-Räume) oder die

familiengerechte Anpassung von Studien- und Prüfungsordnungen.

Zur Erfüllung seiner Aufgaben kooperiert das Familienbüro eng mit den zuständigen Abteilungen und Bereichen. Als zentrale Anlauf- und Verknüpfungsstelle für alle familiären Belange will es als Motor eines Praxis- und Kulturwandels an der Freien Universität wirken, der charakterisiert ist durch eine selbstverständliche und mit Leben gefüllte Familienfreundlichkeit. Dies beinhaltet, dass Studierende wie Mitarbeiter/innen, die langfristige soziale Verantwortung übernehmen, weil sie Kinder betreuen oder sich um Angehörige kümmern, die Pflege und/oder Hilfe brauchen, hierdurch keine Nachteile haben und dass die Hochschule sich in der Pflicht sieht, Betroffene dabei zu unterstützen, beides vereinbaren zu können.

Um insbesondere auch die Zielgruppe der Väter zu erreichen, bildet das Familienbüro eine eigenständige Einrichtung, d.h. es ist keine Unterabteilung der Gleichstellungspolitik, die – wie zutreffend immer dies sein mag – in aller Regel als ein Handlungsfeld wahrgenommen wird, das sich ausschließlich an Frauen (und nicht an Männer) richtet. Das Familienbüro versteht sich damit auch als Entlastung für die Frauenbeauftragten, die bislang vielfach eine Anlaufstelle für Familienfragen waren und hier wichtige Vorarbeiten geleistet haben, an die das Familienbüro anknüpfen kann.

Um Familienfreundlichkeit breit in alle Bereiche der Freien Universität zu integrieren und die Hochschule familiengerecht (um)zugestalten, hat das Familienbüro als einen ersten Schritt unter der Überschrift „Familiengerechte Hochschule“ einen Katalog von Zielen formuliert, der Bestandteil des Eckpunktepapiers des Präsidiums für die Zielvereinbarungen mit den Fachbereichen/Zentralinstituten für die Jahre 2008/2009

geworden ist. Dadurch werden die Bereiche z.B. verpflichtet, sich für eine Studienorganisation einzusetzen, die Eltern das Studieren erleichtert; Fortbildungen für Führungskräfte anzubieten, die ihnen das Prinzip der Familiengerechtigkeit nahebringen und in Laborbereichen die Arbeitssituation für schwangere und stillende Studentinnen und Mitarbeiterinnen zu verbessern.

Obwohl das Familienbüro erst vor Kurzem seine Arbeit aufgenommen hat, lässt sich der Gewinn, den eine solche Einrichtung für die Entwicklung zur familiengerechten Hochschule bringt, bereits jetzt an verschiedenen Erfahrungen ablesen: Als Beratungsinstanz für individuelle Problemlagen von Studierenden und Beschäftigten wird das Büro sehr gut angenommen und seit Gründung bereits vielfach genutzt. Dies gilt für Frauen und Männer gleichermaßen. Strukturelle Probleme (wie z.B. die Vereinbarkeit von familiären Aufgaben mit den Anforderungen der neuen 6-semestrigen Bachelorstudiengänge) werden sofort sichtbar und können mit den zuständigen Bereichen zunächst Einzelfall bezogen und mittelfristig mit Blick auf strukturelle Lösungen angegangen werden. Die verstreut vorhandenen Angebote für Familien innerhalb der Freien Universität werden gebündelt. Mit der Veröffentlichung und Kommunikation der vorhandenen (und noch fehlenden) Maßnahmen zur Familienfreundlichkeit wird auf der anderen Seite auch der Bedarf an Unterstützung sichtbar.

Familienbüro der Freien Universität Berlin
Rudoloffweg 25-17, 14195 Berlin
Postanschrift: Kaiserswerther Str. 16-18, 14195 Berlin
Tel.: 838 – 51137
Fax: 838 – 54525
e-mail: familienbuero@fu-berlin.de
Homepage: www.fu-berlin.de/familienbuero

Das Zentrum für Geschlechterforschung in der Medizin (GiM)

Dr. Judith Fuchs

Geschäftsführerin GiM, Charité

Die Geschlechterforschung in der Medizin ist ein neuer, innovativer Themenbereich, in dem biologische Grundlagen von Gesundheit und Krankheit, die Auswirkung von Geschlechterunterschieden auf Krankheitsentstehung und Verlauf und ihre Rolle in der Krankenversorgung untersucht werden. Daneben sind medizin-

soziologische Aspekte wie unterschiedliche Wahrnehmung von Gesundheit und Krankheit von und bei Frauen und Männern, unterschiedliche Bedeutung präventiver und kurativer Ansätze bei Frauen und Männern und geschlechtsspezifische Aspekte in neuen medizinischen Themengebieten wie Reproduktionsmedizin und

regenerativer Medizin (Organersatz) wichtige Themen der Geschlechterforschung. Für eine qualitativ hochwertige Medizin ist es von Bedeutung, dass geschlechtsspezifische Aspekte in die medizinische Forschung, Lehre und Praxis Eingang finden und es zu einem interdisziplinären Austausch von Ergebnissen kommt. Ein wichtiger Schritt in diese Richtung war die Gründung des Zentrums für Geschlechterforschung in der Medizin (GiM) an der Charité - Universitätsmedizin Berlin im November 2003, dessen Aufgaben folgende Aspekte umfasst:

Bearbeitung geschlechtsbedingter Unterschiede in der klinischen Medizin, der Grundlagenforschung sowie in Prävention und den Versorgungsstrukturen,
Förderung der Forschung,
Umsetzung der Forschungsergebnisse in die medizinische Praxis,
Translation der Forschungsergebnisse an Öffentlichkeit, Politik, Behörden und Einrichtungen der Gesundheitsversorgung,
Integration der Ergebnisse in die medizinische Lehre der Charité,
Entwicklung eines Curriculums zu Geschlechterunterschieden in der Medizin.

Zur Gründungsgeschichte

Die Fusion der medizinischen Fakultäten der Freien Universität und Humboldt-Universität und die damit verbundenen Umstrukturierungen boten die Chance, das Zentrum für Geschlechterforschung in der Medizin (GiM) zu etablieren. An beiden Fakultäten hatte es bereits je eine – wenn auch zeitlich befristete – Professur für Geschlechterforschung in der Medizin gegeben: an der „Charité alt“ die aus Mitteln des Berliner Chancengleichheitsprogramms eingerichtete, später aber aus eigenen Mitteln (ergänzt durch das Deutsche Herzzentrum) weiter finanzierte Professur für Frauenspezifische Gesundheitsforschung mit Schwerpunkt Herz-Kreislaufkrankungen, von Prof. Dr. Vera Regitz-Zagrosek sowie am Universitätsklinikum Benjamin Franklin die Stiftungsprofessur für Frauenforschung und Osteologie im Rahmen des Klinischen Forschungszentrums Frauengesundheit von Prof. Dr. Martina Dören. Darüber hinaus hat sich eine ganze Reihe von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler der neu entstehenden Charité und im Rahmen ihrer Forschung mit Geschlechterfragen in der Medizin auseinandergesetzt. Die Gründung erfolgte auf Initiative einer wesentlich aus sechs Personen bestehenden Gruppe, die sich seit März 2003 konzeptionell und organisatorisch für die Idee

der Gründung einer interdisziplinären Geschlechterforschungseinrichtung für die Medizin engagiert und die institutionellen und infrastrukturellen Chancen zur Einrichtung eines solchen Zentrums genutzt haben. Es handelte sich dabei um:

Prof. Dr. Martina Dören, Inhaberin der Stiftungsprofessuren für Frauenforschung und Osteologie,
Prof. Dr. Joachim Dudenhausen, Geburtsmediziner und Dekan der „Charité alt“,
Mechthild Koreuber, zentrale Frauenbeauftragte der Freien Universität,
Dr. Marianne Kriszio, zentrale Frauenbeauftragte der Humboldt-Universität,
Prof. Dr. Martin Paul, Pharmakologen und Dekan des Universitätsklinikums Benjamin Franklin,
Prof. Dr. Vera Regitz-Zagrosek, frauenspezifische Gesundheitsforschung mit Schwerpunkt Herz-Kreislauf-Erkrankungen.

Diese Initiativgruppe zur Gründung eines Zentrums für ein interdisziplinäres, fachbereichs- und hochschulübergreifendes Engagement, das über die Wahrnehmung von institutionellen Funktionen (als Hochschullehrerin, Dekan, Frauenbeauftragte) hinausgeht, zeichnete sich durch außergewöhnlich kooperative Zusammenarbeit aus, bei der es gelang unterschiedliche Interessen und Auffassungen auszuhandeln und im Sinne eines gemeinsamen Zieles zusammenzuführen. Der Prozess der Konzeption und Institutionalisierung des Zentrums könnte als beispielhaft für einen erfolgreichen Weg zur Integration von Geschlechterforschung in Wissenschaft und Praxis präsentiert werden. Die genannten Personen haben, aus ihrer jeweiligen beruflichen Position heraus und die Möglichkeiten des jeweiligen Amtes nutzen, in kürzester Zeit ein tragfähiges Institutskonzept entwickelt, es öffentlichkeitswirksam kommuniziert und die jeweiligen Entscheidungsgremien davon überzeugt, der Einrichtung eines Zentrums für Geschlechterforschung in der Medizin zuzustimmen und die dafür notwendigen Mittel und Ressourcen zu bewilligen. In weniger als neun Monaten hat das Engagement der Beteiligten zur Gründung dieser in seiner Art ersten und bislang einmaligen Einrichtung geführt. Bestehende Widerstände konnten überwunden werden und es gelang, innerhalb der neuen medizinischen Fakultät und der Charité insgesamt eine breite Unterstützung für die Notwendigkeit einer fächerübergreifenden Geschlechterforschung im nach wie vor stark männerdominierten Bereich der Medizin gewonnen und damit gendertheoretischen Fra-

gen in Forschung, Lehre und Praxis zur Anerkennung verholfen zu haben.

Die Überlegungen und Aktivitäten zur Bündelung der Forschungsansätze und zur Schaffung von Synergieeffekten durch die Zusammenführung in ein eigenes Zentrum für Geschlechterforschung kamen in einer Phase grundsätzlicher Veränderungsprozesse innerhalb der Hochschulmedizin von den Frauenbeauftragten aus Freier Universität und Humboldt-Universität und den Professorinnen. Sie traf auf sehr positive Resonanz bei den beiden Dekanen der bisherigen medizinischen Fakultäten, den Pharmakologen Prof. Paul und dem Geburtsmediziner Prof. Dudenhausen, die in der Gründungsphase die fusionierte Fakultät von Juni 2003 bis März 2004 gemeinsam leiteten.

Ein Meilenstein in dieser Entwicklung war der erste Workshop zur Geschlechterforschung in der Medizin, zudem ausdrücklich von den Dekanen, das heißt von der Leitung der Charité, eingeladen wurde und die interessierten Mitglieder der Charité Gelegenheit erhielten, einschlägige Forschungen und Ideen zur künftigen Entwicklung entsprechender Forschungsansätze vorzustellen. Die Resonanz war unerwartet groß, bis Anfang Juli gingen insgesamt mehr als 40 Projektdarstellungen von Einzelforscherinnen und Forschergruppen ein. Auf dem Workshop, der am 7. Juli in der Charité Mitte durchgeführt wurde, erklärten insgesamt 41 Personen ihr Interesse an der Mitarbeit in einem solchen Zentrum, und 26 erklärten darüber hinaus ihre Bereitschaft, in den Gremien dieses Zentrums mitzuarbeiten. Deutlicher konnte nicht dokumentiert werden, dass es eine hinreichende Grundlage von Forschungsansätzen in unterschiedlichen medizinischen Kliniken und Instituten gab. Die Initiativgruppe stellte in der Gemeinsamen Kommission der Charité den Antrag auf Einrichtung eines solchen Zentrums, und am 13. Oktober wurde die Errichtung des Zentrums offiziell und befristet zunächst auf drei Jahre beschlossen.

Struktur des Zentrums

Das Zentrum hat die Aufgabe Forschungsergebnisse vorzulegen, die das medizinische Wissen um Geschlechterunterschiede in Entstehung, Verlauf und Therapie von Krankheitsverläufen vergrößern und zu entsprechenden Konsequenzen in Prävention und Therapie beizutragen. Hierzu sollte es in die Lage versetzt werden, für entsprechende Forschungen eigenständig Drittmittel einzuwerben und damit zu seiner eigenen

Finanzierung beizutragen. Um dies administrativ zu unterstützen, wurden dem Zentrum aus Mitteln der Charité eine Wissenschaftsadministratrin und eine Sachbearbeiterin zur Verfügung gestellt werden, laut Gründungsbeschluss zunächst je eine halbe Stelle, die aber nach Erreichung eines bestimmten inhaltlichen „Meilensteines“ (Bewilligung eines Forschungsverbunds mit geschlechtsspezifischer Thematik) auf ganze Stellen aufgestockt wurden, nachdem diese Bedingung inzwischen mit der Bewilligung des Graduiertenkollegs 754 II (Geschlechtsspezifische Aspekte bei Myokardhypertrophie) erfüllt worden ist. Weiterhin wurde die Mittel aus dem gerade neu anlaufenden Programm zur Förderung der Chancengleichheit für Frauen, die der Charité erstmals zur eigenständigen Entscheidung zur Verfügung gestellt worden, diesmal vollständig dem Zentrum zuzuordnen. Auch die aus Freier Universität und Humboldt-Universität an die Charité verlagerten Stellen zur Förderung von Nachwuchswissenschaftlerinnen sind diesem Zentrum zugeordnet werden. Im Jahr 2004 wurde die Satzung des GiM verabschiedet, die als Gremien einen Vorstand, eine Zentrumsrat und die Mitgliederversammlung vorsieht.

Mitglieder des GiM

Mitglieder sollen Professorinnen und Professoren sowie wissenschaftliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der neuen Charité sein, die in ihren bisherigen Kliniken und Instituten verbleiben, aber zugleich qua Doppelmitgliedschaft auch dem Zentrum angehören. Anlässlich der offiziellen Gründungsversammlung des Zentrums in Dezember 2003, an der 80 Personen teilnahmen, wurde zunächst ein „Gründungsvorstand“ gewählt, dem in sinngemäßer Anwendung der Regelungen für Zentrumsvorstände 13 Mitglieder angehören; unter den professoralen Mitgliedern gehören die Geschlechterforscherinnen Regitz-Zagrosek und Dören und die beiden Dekane Paul und Dudenhausen zur Initiativgruppe. Der Gründungsvorstand traf sich am 15. Januar 2004 zu seiner konstituierenden Sitzung und tagt seitdem in der Regel einmal monatlich.

Inzwischen hat das GiM rund 70 Mitglieder aus verschiedenen Fachgebieten an der Charité, davon ca. 20 Hochschullehrer/innen aus so unterschiedlichen Disziplinen wie Allgemeinmedizin, Anästhesie, Chirurgie, Dermatologie, Endokrinologie, Genetik, Gynäkologie, Kardiologie, Nephrologie, Neurologie, Pharmakologie, Psychiatrie und Psychosomatik. Die Mitgliedschaft im Zentrum für Geschlechterforschung in

der Medizin (GiM) erfolgt über eine Mitgliedschaftsvereinbarung. Sie ist schriftlich zu erklären und beinhaltet die Bezeichnung und Zielstellung eines konkreten Projekts aus dem Bereich der Geschlechterforschung in der Medizin. Es

können somit neben drittmittelgeförderten Forschungsarbeiten auch interne Projekte angeführt werden. Über neue Mitgliedschaften entscheidet der Vorstand bzw. der Gründungs-/Zentrumsrat.

Tipps & Treffen & Termine

Einladung zur Verleihung des Margherita-von-Brentano-Preises

Der Margherita-von-Brentano-Preis wird in diesem Jahr an die Gründungsmitglieder des Zentrum Geschlechterforschung in der Medizin (GIM) verliehen. Die Gründung erfolgte auf Initiative einer aus sechs Personen bestehenden Gruppe, die sich seit März 2003 konzeptionell und organisatorisch für die Idee der Gründung einer interdisziplinären Geschlechterforschungseinrichtung für die Medizin engagiert und die institutionellen und infrastrukturellen Chancen zur Einrichtung eines solchen Zentrums genutzt haben. Die feierliche Preisvergabe durch den Präsidenten der Freien Universität Berlin wird im Februar mit einem Festakt gefeiert, zu dem Sie herzlich eingeladen sind. Nähere Informationen finden Sie auf der Website der FU-Berlin.

MARGHERITA-VON-BRENTANO-PREIS 2008

Verleihung an die Initiativgruppe des Projekts

Geschlechterforschung in der Medizin

Prof. Dr. Martina Dören

Prof. Dr. Joachim Dudenhausen

Mechthild Koreuber

Dr. Marianne Kriszio

Prof. Dr. Martin Paul

Prof. Dr. Vera Regitz-Zagrosek

AG gegen sexuelle Belästigung an der Freien Universität Berlin

Sexuelle Belästigung geschieht überall, auch an der Freien Universität. Trotzdem hält sich das Vorurteil, an Universitäten, den Stätten des Denkens, der gebildeten Menschen, gäbe es keine Belästigung. Hier muss ein doppeltes Tabu gebrochen werden. Zum einen existiert sexuelle Gewalt und es muss darüber gesprochen werden, zum anderen, dass sie auch hier, an dieser Universität geschieht.

1985 gründete sich die Arbeitsgemeinschaft gegen sexuelle Belästigung an der FU Berlin. Sie berät betroffene Frauen, die sich an Vertrauenspersonen ihrer Wahl (z. B. Vertreterinnen des Personalrats, die zentrale Frauenbeauftragte oder die Frauenbeauftragte ihres Bereichs) wenden können. Selbstverständlich haben alle mit Fällen sexueller Belästigung Betrauten absolute Schweigepflicht. Weitere Schritte werden erst nach Absprache mit den betroffenen Frauen getroffen.

Ihre weitere Aufgabe besteht, auf Grund sich häufender Fälle sexueller Belästigung an dieser Hochschule und den definitorischen Unklarheiten im Umgang damit, darin sich mit bereits existierenden Richtlinien gegen sexuelle Belästigung vertraut zu machen und diese Richtlinien öffentlich zu machen. Ein hierzu erstelltes Leporello kann über das Büro der zentralen Frauenbeauftragten angefordert werden. Auf Basis dieser Unterlagen werden in Kooperation mit verschiedenen Abteilungen der FU Richtlinien entwickelt.

Kontakt: Zentrale Frauenbeauftragte der Freien Universität und die dezentralen Frauenbeauftragten der jeweiligen Bereiche.

Expertinnen-Datenbanken

Ein kontinuierlicher Service des Wissenschaftlerinnen-Rundbriefs ist die Vorstellung einiger Expertinnendatenbanken. Sie erleichtern zum einen die Suche nach qualifizierten Wissenschaftlerinnen als Kandidatinnen für Stellenausschreibungen oder Referentinnen und bieten zum anderen die Chance für Fachfrauen, sich registrieren zu lassen und somit „sichtbar“ zu werden. Die Auflistung erhebt nicht den Anspruch erschöpfend zu sein. Eine Auswahl an Expertinnen-Datenbanken steht jetzt in einer aktualisierten Fassung unter der Rubrik *Networking* auf der Homepage der Zentralen Frauenbeauftragten (www.fu-berlin.de/frauenbeauftragte) zur Verfügung. Weitere Ergänzungen oder Anmerkungen nimmt das Büro der zentralen Frauenbeauftragten gerne entgegen.

In eigener Sache

Das Rundbrief-Abonnement

Der Wissenschaftlerinnen-Rundbrief erreicht ein- bis zweimal pro Semester alle Wissenschaftlerinnen der Freien Universität: 20- bis 30-Seiten stark landet er direkt auf Ihrem Schreibtisch. Doch die Nachfrage von anderen FU-Mitgliedern steigt. Deshalb gibt es nun ein Angebot für alle Interessierten: das **Rundbrief-Abonnement**. Wer den Wissenschaftlerinnen-Rundbrief ebenfalls regelmäßig erhalten möchte, der kann ihn in elektronischer Form abonnieren. Eine kurze Mail mit Angabe von Namen und Fach- oder Arbeitsbereich an frauenbeauftragte@fu-berlin.de reicht und schon liegt der Rundbrief automatisch im elektronischen Postfach. Wer sein Abo löschen möchte, möge uns ebenfalls eine E-Mail schicken.

Praktikumsstelle frei

Im Büro der zentralen Frauenbeauftragten Mechthild Koreuber ist ab sofort wieder ein Praktikum möglich. Dieses Praktikum bietet Studentinnen einen umfassenden Einblick in die alltägliche Arbeit der Frauenbeauftragten. Neben der Teilnahme am Büroalltag wird viel Wert auf selbständige Mitarbeit in den laufenden Projekten gelegt. Auf diese Weise werden Praktikantinnen mit den Möglichkeiten und Mitteln der Frauenförderung in den unterschiedlichsten Bereichen des Wissenschaftsmanagements an der Freien Universität vertraut gemacht.

Bewerbungsunterlagen können an das Büro der zentralen Frauenbeauftragten geschickt werden.

Zentrale Frauenbeauftragte der Freien Universität Berlin

Rudeloffweg 25-27

14195 Berlin